Die Kammerjungfer.

Criminal-Roman

von

Adolf Mützelburg.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von E. Mecklenburg (B. Brigl).
1868.

Die Kammerjungfer.

Erster Band.

I.

„Horch! Ich glaube, es hat geklopft, Vater!"

„Nun so laß es! Wahrscheinlich hat nur die Thür geklappert. Und wer wird bei solchem Wetter hinausgehen, Alte!"

„Gerade bei solchem Wetter! Da — hörst Du's? Jetzt klang's ganz deutlich!"

„Nun meinetwegen, so geh' Du! Ich bleibe hier!" antwortete phlegmatisch der Mann im bäuerischen Anzuge, der auf einer Ofenbank saß und wohl längst geschlafen hätte, wäre nicht der Sturm mit so rasender Gewalt um das Haus herumgefahren, daß man jeden Augenblick fürchten mußte, er werde das Dach abdecken oder das ganze Haus aus dem Fundament heben.

Es war gegen Ende Mai und das erste Frühlingsgewitter hatte vor wenigen Stunden mit furchtbarer Macht die bis dahin schöne, nur allzu heiße Jahreszeit unterbrochen. Jetzt war das Gewitter allerdings vorüber; aber es tobte ein orkanartiger Sturm, dessen wildes Sausen und Heulen nur hin und wieder von dem scharfen Krachen eines brechenden Zweiges, von dem dumpfen Fall eines stürzenden Baumes oder dem hellen Geklirr zerbrochener Fensterscheiben übertönt wurde. Es war, wie man es nennt, ein Heidenwetter und wenig Menschen mochte es in dem kleinen Dorfe geben, die nicht mit Grauen und Entsetzen daran dachten, was aus den strohgedeckten Häusern werden solle, wenn jetzt durch Unglück Feuer ausbreche.

Der „Krug“ war deshalb auch ganz leer, obwohl es noch nicht zehn Uhr geschlagen. Nur auf einer breiten Bank hinter einem mächtigen langen Tisch lag eine Gestalt, ganz mit einem grauen Mantel zugedeckt, deren starke, etwas rasselnde Athemzüge einen gesunden Schlaf verriethen. Katze und Hund hockten auf der Ofenbank neben dem „Krüger“. Bekanntlich nennt man in Norddeutschland jedes ländliche Wirthshaus einen „Krug“. Die Besitzer treiben neben ihrer Gastwirthschaft meist noch Ackerbau und der Krüger Eisermann glich deshalb auch in seinem ganzen Aeußern und Wesen einem ächten märkischen Bauern. Es war ihm gar nicht recht, so spät noch gestört zu werden. Nur der wirklich gefahrdrohende Sturm hatte ihn bis jetzt vom Schlafengehen abgehalten.

Ein plötzliches Flackern der kleinen Lampe, die auf einem der Tische stand und ein heftiger Windstoß, der mit einem lauten Hui! durch das Haus zog, so wie ein allgemeines Rasseln und Klappern der Fenster und Thüren verkündete, daß die Hausthür geöffnet worden. Kurz darauf trat Frau Eisermann, eine bejahrte, aber noch rüstige und muntere Frau, mit einem Fremden ein. Der Krüger blieb ruhig auf seiner Ofenbank sitzen, der Hund knurrte, der Schläfer auf der Bank schien weniger fest zu schlafen oder halb zu erwachen, denn seine Athemzüge wurden jetzt nach einem plötzlichen lauten Schnarchen unhörbar.

War der Eintretende dreißig oder vierzig Jahr alt, oder darüber? Das ließ sich schwer sagen. Sein Gesicht zeigte eine dunkle, wettergebräunte Farbe, fast wie bei den Matrosen, und alle seine Züge waren scharf, eckig, markirt, ohne jedoch gerade unschön zu sein. Er trug im Verhältniß zu seiner leichten, straffen Haltung und zu seiner ruhigen, etwas selbstbewußten Miene eine sehr einfache Kleidung — Jacke und Hose aus demselben dunkeln leinenen Stoff, dazu eine Tuchmütze. Die Jacke war bis oben zugeknöpft, so daß man nicht einmal sehen konnte,

ob er ein Hemd anhabe. Aus dem Dorfe war er nicht, auch wohl nicht aus der Umgegend — das sah der Krüger sofort.

Der Fremde nickte und sagte ein kurzes „Guten Abend", behielt auch seine Mütze auf dem Kopfe, wie das übrigens landesüblich ist. Dann setzte er sich an einen Tisch und bat um ein Glas Bier oder ein Glas Branntwein, was gerade zur Hand sei.

„Ich mußte Euch herausklopfen," sagte er. „Ich konnte nicht weiter gehen. Die Pappeln brechen überall am Wege, als ob sie eingesägt wären. Ich bin mit knapper Noth verschont geblieben — ein Zweig hat mich gestreift und mir die Jacke zerrissen."

Das war richtig, und durch das Loch sah man ein wie es schien sauberes Hemd.

Der Krüger antwortete kaum hörbar, ja, es sei ein „grauliches Wetter", während Frau Eisermann dem späten Gaste ein Glas Bier hinsetzte. Man trank damals — vor ungefähr zehn Jahren — schon in den märkischen Dorfschenken bairisch Bier, und das Gebräu von Goselitz war weit und breit berühmt; die Brauerei auf dem „Gute" versandte ihr Bier sogar nach der nahen Residenz. Der Fremde that also auch einen guten Zug und nickte unwillkürlich mit dem Kopfe, als wolle er sagen: Das ist ein guter Trank! Dann sah er zu dem Krüger hinüber und er mochte wohl bemerken, daß dieser ihn scharf ins Auge gefaßt habe und das mochte ihm unlieb sein, denn er that sogleich einen zweiten Zug, welcher das Glas leerte, und sagte: „Geben Sie mir gefälligst noch ein Seidel, Frau Wirthin!"

Allerdings hatte Krüger Eisermann, so ruhig und schläfrig er auch dasaß, seinen Mann doch scharf aufs Korn genommen. Ein Gastwirth auf dem Lande gehört ja halb und halb mit zur Polizei und ist angehalten, auf Jeden, der ihm auffällig und verdächtig erscheint, ein wachsames Auge zu haben. Der Krüger

fand, daß die Sprache, die Miene, das ganze Wesen des Gastes nicht im Einklang ständen mit seiner ärmlichen Kleidung, und die letzten Worte mit dem Zusatze „gefälligst", den Krüger Eisermann so selten zu hören pflegte wie seine Frau, hatten ihn ganz besonders aufmerksam gemacht.

„Wollt Ihr die Nacht bleiben?" fragte er.

„Ich denke, der Sturm muß doch bald aufhören," antwortete der Fremde. „Es ist nur ein Gewittersturm. Dann mache ich mich wieder auf den Weg; es ist ja auch Mondschein."

Der Krüger hätte fragen mögen, wohin? Aber er that es nicht und das hatte seinen Grund. Er sah nämlich, daß die in den grauen Mantel gehüllte Gestalt sich von der Bank erhoben hatte und ihm mit der Hand winkte, er solle ruhig sein. Der Mantel war herabgefallen und es zeigte sich jetzt, daß der Schläfer ein Gendarm war, ein kräftiger, stattlicher Mann von ungefähr vierzig Jahren. Er richtete sich leise und unhörbar auf. Der Fremde konnte ihn nicht bemerken, denn er hatte ihm den Rücken zurückgekehrt; auch sprach er jetzt mit der Wirthin, die ihm das zweite Glas Bier gereicht hatte und so stand, daß sie ebenfalls nichts von dem Gendarmen sah.

Plötzlich aber zuckte sie unwillkürlich zusammen, denn sie sah den Gendarmen dicht neben sich, mit erhobenen Händen. Der Fremde bemerkte ihren Schreck und wandte sich hastig um. In demselben Augenblick aber schob ihm der Gendarm lachend einen starken Strick in Form einer Schlinge über die Arme und zog die Schleife fest zu.

„Na, Dich hätten wir!" sagte der Gendarm und athmete tief auf, denn es hatte ihm Mühe gemacht, so ruhig zu bleiben.

Der Fremde war aufgesprungen und sah den Mann in der dunkelgrünen Uniform mit weit geöffneten Augen an. Unwillkürlich machte er darauf eine heftige Bewegung, um sich der Schleife zu entledigen, allein der Gendarm hatte sie fest zuge-

zogen; sie gab nicht nach.' Nun stieg das Blut dem Fremden zu Kopf, die Adern auf seiner Stirn schwollen an, selbst seine Augen schienen mit Blut unterlaufen. Ein Fluch in einer fremden Sprache drang über seine Lippen.

„Was wagt Ihr?" rief er dann. „Laßt mich frei! Was wollt Ihr von mir?"

„Wird sich finden, lieber Mann!" sagte der Gendarm. „Die funfzig Thaler hätten wir verdient. Nun wollen wir ein bischen hinüber nach dem Schloß gehen."

„Aber, Mann, wofür haltet Ihr mich?" rief der Fremde, noch immer ganz starr, entweder vor Staunen und Entrüstung, oder vor Schrecken.

„Ihr seid ein schnurriger Bursch, daß ich Euch selber sagen soll, wer Ihr seid," antwortete der Gendarm. „Indessen kann ich's ja thun. Ihr seid der aus Sonnenburg entsprungene Martin Fischer, der vorgestern bei Hohen-Selichow den Raubanfall auf den Schmied aus Zosserow gemacht hat und auf den wir seit gestern fahnden."

„So? Nun, dann thut es mir um die funfzig Thaler leid," sagte der Fremde, der sich jetzt wieder ganz beruhigt zu haben schien, mit einem gewissen Spott. „Ich bin nicht Martin Fischer."

„Das konnt' ich mir schon denken," sagte der Gendarm lachend. „Aber die Jacke und die Hosen kennen wir, das sind Sträflingskleider aus Sonnenburg. Da ist das Zeichen! Ihr habt sie bei dem Färber in Zosserow dunkelbraun gefärbt. O, wir sind Dir gut auf der Spur gewesen, mein Junge. Und nun komm! Jetzt nach dem Schloß!"

Der Fremde war bleich geworden. Er starrte den Gendarmen an und wußte offenbar nicht, was er sagen oder thun solle.

„Wäre das möglich? — Es sind nicht meine Kleider!" murmelte er.

Der Gendarm nickte selbstzufrieden mit dem Kopfe.

„Das kennen wir, lieber Freund!“ sagte er. „Jetzt fort in das Gutsgefängniß, da ist bis morgen Platz genug. Dann geht's nach Königswalde! Eisermann, Sie müssen mir schon den Gefallen thun, mich nach dem Schlosse zu begleiten', der Sicherheit wegen. Nehmen Sie für alle Fälle irgend etwas zum — —“

Er machte mit der Hand die Bewegung des Schlagens.

„Und wenn mir nun eine von den alten Pappeln auf den Kopf fällt?“ fragte der Krüger nicht eben freundlich.

„Na, macht nur keine Umstände, lieber Freund!“ rief der Gendarm ziemlich barsch. „Wenn ich den hier entwischen ließe, so könnte ich um Amt und Brot kommen.“

Der Gefangene schien sich in sein Schicksal ergeben zu haben, oder er überlegte auch. Er hatte die Lippen fest aufeinander gepreßt und sah dem Gendarmen zu, der die Schleife, welche die beiden Arme festhielt, noch kunstgerechter und fester zuzog. Die Wirthin saß auf der Ofenbank und sah nicht ohne Mitleid auf das bleiche, düstere und verschlossene Gesicht des Fremden.

Eisermann hatte inzwischen eine Mütze aufgesetzt, einen Rock übergezogen, eine Laterne angezündet und einen alten Säbel umgeschnallt.

„So ist's recht!“ rief ihm der Gendarm freundlich zu. „Nun kann es losgehn! Der Herr Baron ist ja wohl nicht auf dem Schloß?“

„Nein, er ist mit der gnädigen Frau nach Hohen-Selichow zur Hochzeit gefahren und kommt erst morgen wieder.“

Der Fremde horchte auf. Sein leblos gewordenes Auge begann wieder zu glänzen. Es war fast, als sei ihm eine Last, die, allen Anderen unsichtbar, auf ihm geruht, von den Schultern genommen.

„Ihr hättet mir wohl erlauben können, mein Bier auszutrinken und auch zu bezahlen,“ sagte er unbefangen.

„Das ist eigentlich wahr!“ meinte Eisermann. „Sehen Sie doch zu, Herr Wachtmeister, ob er Geld in der Tasche hat.“

„Sie finden es in der rechten Tasche, Herr Wachtmeister,“ sagte der Gefangene lächelnd und höflich.

Der Gendarm griff hinein und holte ein starkes, schönes, sehr gut gearbeitetes Porte-Monnaie heraus, wie man es in Deutschland selten sieht; es schien englische Arbeit zu sein.

„Ei — ei! Wo hast Du denn das her?“ fragte der Wachtmeister langsam.

„Das habe ich vielleicht dem Schmied aus Zosserow abgenommen,“ antwortete spöttisch der Fremde.

„Keine Dummheiten — bitt' ich mir aus!“ rief der Wachtmeister. „Das wird als Corpus delicti zu den Acten gelegt — muß einem vornehmen Herrn gehören.“

„Und vorher darf ich wohl bitten, daß Sie den Inhalt zählen, damit mir der Krüger, Herr Eisermann, bescheinigt, wie viel in dem Dinge enthalten war,“ sagte der Fremde.

„Meinetwegen — ist in der Ordnung!“ brummte der Gendarm und zählte das Geld. Es betrug ungefähr vierzig Thaler in Gold, Kassenscheinen und Silber.

„Da in der Mitte ist noch ein kleines Täschchen,“ sagte der Fremde. „Wollen Sie das auch nachsehen?“

„Der Gendarm öffnete und zog mit einem Rufe der Verwunderung vier Funfzigthalerscheine aus dem kleinen Täschchen.

„Also zusammen zweihundert vierzig Thaler“, sagte der Fremde.

Der Gendarm nickte und verbarg das Porte-Monnaie sehr sorgfältig in der weiten Brusttasche seiner Uniform, in welcher schon das große Notizbuch steckte.

„Nun vorwärts!“ rief er dann. „Ich komme nicht zurück, Mutter Eisermann, werde schon im Schloß ein Quartier finden — in der Nähe von diesem hier! Mein Pferd hole ich mir morgen.“

Der Sturm hatte noch nicht nachgelassen. Eisermann konnte kaum die Hausthür öffnen, so drängte der Wind dagegen. Draußen war es unheimlich dunkel. Die schwarzen Wolken wurden nur zuweilen durch lichte Streifen unterbrochen. Am Horizont schien der Mond aufzugehen; aber man sah es nur an einem röthlichen Schimmer, der hin und wieder auftauchte.

Der Gendarm hatte den Arm des Gefangenen fest gefaßt; Eisermann ging mit der Laterne voran. Es rauschte, klirrte, krachte rings um sie herum. Viele von den Pappeln an der Dorfstraße waren umgestürzt; die noch stehenden knarrten und ächzten wenn der Sturm sie faßte. Eisermann machte den Vorschlag, einen Seitenweg einzuschlagen und der Gendarm willigte ein. So gelangten sie ohne Unfall nach dem Schlosse.

In der Dunkelheit war weiter nichts von demselben zu unterscheiden, als daß es groß und von vielen bedeutenden Gebäuden umgeben sei. Licht sah man nirgends mehr.

Ein Gendarm macht nicht viel Umstände. Er vertritt auf dem Lande die ausübende Polizei, kennt seine Rechte und hält auf seine Würde. Deshalb klopfte auch der Wachtmeister mit solchem Ungestüm an das große Schloßthor, daß man ihn trotz des Sturmes bald hören mußte, um so mehr, da die Hunde einen Höllenlärm erhoben. Es währte nicht lange, so sah man den Schein einer Laterne an der Wand des Schlosses hinter der hohen Mauer hingleiten und eine Stimme fragte, wer da sei. Der Wachtmeister nannte seinen Namen und sagte, er müsse den Herrn Inspektor selber sprechen, er habe einen Gefangenen abzuliefern. Er ließ sich das große Thor öffnen und Eisermann, dessen weitere Dienste nun überflüssig geworden waren, kehrte

nach Hause zurück. Der Gendarm aber führte seinen Gefangenen, nachdem das Thor sorgfältig wieder geschlossen, nach dem großen Korridor, der das Hauptgebäude des Schlosses zu ebener Erde durchschnitt.

Im Korridor brannte eine Wandlampe. Unter ihr stehend blieben der Gendarm und der Gefangene allein, bis der Knecht, der geöffnet hatte, den Inspektor geholt haben würde. Der Gefangene schien ganz ruhig und zuweilen spielte ein leises spöttisches Lächeln um seinen scharfgeschnittenen, ausdrucksvollen Mund. Der Gendarm pfiff ganz stillvergnügt den alten Dessauer vor sich hin.

Doch blieben sie nicht lange allein. Das Klopfen am Thor und das Bellen der Hunde hatten die Dienerschaft erweckt. Halb angekleidet kamen jüngere und ältere Leute aus verschiedenen Gängen und Thüren herbei nnd blickten, sich scheu in der Ferne und in der Dämmerung des geräumigen Korridors haltend, auf den Gendarmen und den fremden Mann, der natürlich nur ein Verbrecher sein konnte.

Zu dieser Gruppe kam auch ein ganz junges, vielleicht funfzehnjähriges Mädchen aus einem Seitengange herangehuscht. Sie war im Unterrock und Morgenschuhen und hatte nur ein Tuch um die Schultern genommen. Das schöne, üppige blonde Haar fiel ihr aufgelöst und in Locken bis auf den Nacken nieder, und die großen, dunkelblauen, eigenthümlich schönen und für die Jugend des Mädchens seltsam kühnen Augen richteten sich keck und fragend auf den Gendarmen und den Fremden. Dem letztern mußte sie aufgefallen sein, denn er hielt den Blick fast ohne Unterbrechung auf sie gerichtet.

„Wer ist das blonde Mädchen?“ fragte er sogar den Gendarmen.

Noch ehe dieser antworten konnte, kam das Mädchen selbst furchtlos heran. Sie war in der That schön, für ihre Jugend

von seltener Ausbildung und Rundung der Formen — ein frisches Gesicht mit rothen Wangen, wie ein Apfel.

„Guten Abend, Herr Wachtmeister!“ sagte sie. „Wen bringen Sie denn da?“

„Den Menschen, der aus Sonnenburg entsprungen ist und der einen Anfall auf den Schmidt aus Zosserow gemacht hat, Jungfer Betty.“

„Brrr! Das ist ja fürchterlich!“ sagte das Mädchen schaudernd und lachte dabei. „Den muß Paul sehen! Der schwärmt ja für Räuber und Banditen!“

Damit verschwand sie in einem Nebengange und man hörte sie an eine nahe Thür klopfen und laut den Namen Paul rufen.

„Wer ist das Mädchen?“ wiederholte jetzt der Gefangene seine frühere Frage.

„Na, eigentlich kann Euch das gleichgültig sein,“ antwortete der Gendarm. „Aber wenn Ihr's wissen wollt, es ist Betty Lehnert und sie wird hier im Hause mit aufgezogen.“

„Betty — Lehnert?“ fragte der Fremde so hastig, daß der Gendarm es bemerkte und ihn groß anblickte.

„Ihr kennt wohl den Namen?“ fragte er. „Die Mutter war Kammermädchen bei der alten Frau Baronesse, war auch sehr hübsch — —“

„Was ist aus ihr geworden?“ fragte der Fremde, die Erregung, die ihn ergriffen zu haben schien, unterdrückend und eine gleichgültige Miene annehmend.

„Hm — nun, sie hat das Kind gehabt, und dann ist sie nach Berlin gegangen und verschollen,“ antwortete der Gendarm.

Es mußte sich trotz der scheinbaren Gleichgültigkeit ein eigenthümliches Mienenspiel auf dem Gesichte des Fremden entwickelt haben, denn der Gendarm beobachtete ihn mit wachsender Aufmerksamkeit, ja mit einem gewissen ängstlichen Interesse.

„Wenn Ihr die Lehnert gekannt habt, so müßtet Ihr hier aus der Gegend sein," sagte er. „Ich bin auch aus dem Dorfe . . ."

Der Fremde antwortete nicht auf die Bemerkung, die fast wie eine Frage klang, sondern sah den Gendarmen nur mit einem tiefen, schwer zu erklärenden Blick in die Augen. Plötzlich zuckte der Gendarm zusammen.

„Herr Gott!" rief er mit unterdrückter Stimme. „Sie sind doch nicht . . ."

Die Miene des Gefangenen wurde jetzt ganz kalt und gleichgültig. Er zuckte die Achseln.

„Ich bin der aus Sonnenburg Entsprungene, der die Nacht hier bleiben und morgen nach Königswalde geführt werden soll — sonst Niemand weiter," antwortete er.

Die Unruhe, die über den Gendarmen gekommen, schien durch diese kühl und fast vornehm gesprochenen Worte nicht vermindert. Aber er sagte nichts weiter. Inzwischen war auch schon das Mädchen mit einem hübschen Burschen von sechzehn bis siebzehn Jahren zurückgekehrt, auf den sich sofort die Blicke des Fremden richteten. Der Knabe wollte nicht herankommen. Aber Betty zog ihn an der Hand näher.

„Sie ihn Dir an, Paul," sagte sie. „Das ist einer von Deinen Räubern!"

„Aber, Betty, wie kannst Du so etwas sagen!" flüsterte der Knabe erröthend. „Er hört es ja!"

„Nun, er sieht nicht gerade aus, als schäme er sich dessen," antwortete das Mädchen.

Der Blick des Fremden ruhte ernst und gedankenvoll auf dem Knaben, der durch diesen Blick verwirrt schien, sich von Betty losriß und in den Hintergrund zu den anderen Dienern eilte. Betty lachte und folgte ihm dann.

Jetzt erschien auch der Herr Inspektor, ein noch junger,

vielleicht sechsundzwanzigjähriger Mann. Trotzdem er sich nur schnell und nachlässig angekleidet hatte, machte er den Eindruck eines eleganten Mannes; seine Züge waren regelmäßig, fast schön; das schwarze Haar kräuselte sich in kurzen, jetzt etwas verwirrten Locken um die schmale, weiße Stirn. Er sah inmitten der meist blonden Gestalten rings umher und neben dem Knecht mit seinem röthlichen Haar fast wie ein Südländer aus.

Der Fremde hatte nur einen scharfen kurzen Blick auf den Inspektor geworfen und dann eine lässige, verdrossene Miene angenommen.

„Nun, wen bringen Sie da, Wachtmeister?" fragte der Inspektor.

Der Gendarm rapportirte; der Inspektor hörte gleichgültig zu. Als der Wachtmeister fragte, wo man den Gefangenen am sichersten unterbringe, antwortete er, die beste Räumlichkeit sei jedenfalls die Rollkammer, die ja früher zum Gewahrsam gedient habe und deren Fenster stark vergittert seien. Der Gendarm stimmte dem bei. Der Inspektor, der ermüdet zu sein schien, rief dem Wachtmeister ein kurzes „Gute Nacht!" zu und wandte sich dann wieder nach dem Gange zu, von dem er hergekommen. Der Gendarm schien ihm noch etwas sagen zu wollen, aber der Inspektor achtete nicht darauf. Wohl aber bemerkte der Gefangene, daß der Inspektor, als er an der Gruppe von Leuten vorüberging, unter der auch Betty und Paul standen, die erstere aufmerksam und mit einem fast befremdeten Blick ansah, gleichsam, als falle ihm die Schönheit des Mädchens auf. Das Tuch war ihr ein wenig herabgefallen und eine blendend weiße, runde Schulter sichtbar geworden. Betty erwiderte den Blick des Inspektors mit einer Miene, die für keck, schnippisch oder herausfordernd gelten konnte, jedenfalls

aber eine frühreife Entwickelung und ein vorzeitiges Verständniß verrieth.

Fünf Minuten darauf war der Gefangene in der Rollkammer untergebracht, der Gendarm verschloß selbst sorgfältig die eichene, mit Eisen beschlagene Thür, untersuchte die Gitterstäbe an den Fenstern, und steckte die Schlüssel zu sich, als er ging. — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Eine Viertelstunde mochte vergangen sein. Der Gefangene saß auf einer Bank, die zur Erholung für diejenigen diente, welche sich beim Rollen der Wäsche ablösten, und horchte hinaus. Alles draußen war still geworden. Auch die Hunde mußten ihr Lager wieder aufgesucht haben, denn der Gefangene, der zuweilen ein leises Bellen hervorstieß, wie um die Hunde draußen zu reizen, erhielt keine Antwort von ihnen.

Nun stand [illegible] Der Sturm jagte immer noch über den geräumi[illegible]ber durch das Fenster sah der Gefangene, daß [illegible] sich ein wenig getheilt hatten. Es war etwas [illegible]worden, das Mondlicht brach sich Bahn. Tastend untersuchte er die Rollkammer. Außer der Rolle befanden sich in ihr nur einige große Kisten, die zum Aufbewahren getrockneter, aber noch nicht geglätteter Wäsche dienten. Auf eine derselben stieg der Fremde hinauf und fühlte mit der Hand an die Mauer. Er mußte mit den Räumlichkeiten bekannt sein. Oben, in der Nähe der Decke, befand sich eine Thür. Sie war verschlossen; aber der Gefangene begann das Schloß aufzubrechen, was freilich nur einem sehr starken und gewandten Manne möglich war. Mit dieser Arbeit fertig, schwang er sich durch die nun offene Thür auf den benachbarten Boden. Es war der kleine Heuboden, der sich unmittelbar über dem Pferdestall befand.

Das Heu schien bis an die Decke hochgeschichtet. Aber das

störte den Fremden nicht. Er hob sich allmählich bis zum Dach empor, warf das ihm hinderliche Heu hinter sich in die Rollkammer und schob sich dann, gelenkig wie eine Schlange, zwischen dem Dach und dem Heu bis zur nächsten Bodenluke hin. Das Fenster derselben stand offen. Er blickte hinaus. Alles auf dem Hofe still. Er schwang sich hinaus und kletterte auf dem Dach entlang, bis er das Dach der Rollkammer erreicht, die zwischen dem Hauptgebäude — dem Schloß — und dem Pferdestall lag. Nun musterte er aufmerksam sämmtliche Parterrefenster des Schlosses, die ungefähr in gleicher Höhe — nur wenig tiefer — mit dem Dach des anstoßenden Gebäudes lagen. An einem dieser Fenster schien ein Flügel nicht ganz fest geschlossen. Der Fremde ließ sich vom Dach hinuntergleiten und obwohl dasselbe mehr als zwölf Fuß über dem Hof lag und dieser gepflastert war, schien ihn der Fall nicht sonderlich zu erschüttern; denn er ging sogleich auf jenes Fenster z[illegible] mit den Händen hinauf bis zum Sims und zog s[illegible]. Ein Turner, ein Matrose hätte es nicht geschi[illegible]erer thun können.

Vorsichtig blickte er durch die [illegible] zollbreite Oeffnung zwischen dem Fensterkreuz und dem Fensterrahmen in das Zimmer. Es war, wie erwähnt, etwas heller geworden. Der tiefstehende, abnehmende Mond sandte hin und wieder einen Strahl durch die Wolken. Bald öffnete der Fremde das Fenster weiter und sich vorbeugend bemerkte er, daß in dem einfenstrigen Zimmer ein Bett stand, und in dem Bett ein Knabe aufrecht saß, der mit entsetzten Augen die dunkle Gestalt am Fenster anstarrte, die er so eben erst bemerkt haben mochte.

Mit einem schnellen Entschluß sprang der Fremde durch das Fenster in das Zimmer. Es handelte sich darum, ob der Knabe schreien werde. Aber der regte sich nicht. So gern er auch Räubergeschichten hören mochte, bei dem Anblick eines wirklichen Räubers — denn für einen solchen mußte er doch den

Gefangenen halten! — schien sein Blut zu Eis erstarrt zu sein. Er stieß nur einen dumpfen Schrei aus und streckte die Hände vor sich hin.

Der Fremde schloß das Fenster.

„Aengstige Dich nicht, Paul!" sagte er. „Du scheinst mir ja doch sonst ein kräftiger Bursche zu sein. Vor dem Gendarm und dem Inspektor hatte ich keine Lust zu sprechen. Wie ich in diese Klemme gekommen, wäre jetzt zu weitläufig zu erzählen. Ich bin Dein Onkel Kurt."

Der Knabe antwortete nicht. Hatte ihn vorher der Schrecken übermannt, so mochte ihm jetzt die unerwartete Mittheilung, die er gehört, die Zunge lähmen.

„Vielleicht weißt Du nicht einmal, daß Du einen Onkel Kurt hast?" fragte der Fremde mit einem Anflug von Bitterkeit.

„Doch!" flüsterte der Knabe.

„Und man hat Dir gesagt, das sei ein verlorener Mensch, der seiner Familie Schande gemacht habe und davon gelaufen sei, um ein Strolch, ein Räuber, ein Bandit zu werden; wie?" fragte der Fremde.

Der Knabe war so vollständig betäubt, daß er nur ein kaum hörbares Ja flüstern konnte.

„Vielleicht bin ich nicht so schlimm," sagte der Fremde mit einem kurzen Lachen. „Nun, ich bin zurück, und Dein Vater wird von mir hören. Er wird sich nicht gut mit mir stellen wollen, und doch hätte ich Lust, das Bild meines Vaters und meiner Mutter einmal wieder zu sehen, und in aller Ruhe. Nur deshalb bin ich hergekommen. Wo hängen die Bilder Deiner Großeltern, Paul?"

„In der Arbeitsstube des Vaters," antwortete der Knabe, der sich nur ganz allmählich von seinem Schrecken erholen zu können schien.

„Also nicht mehr im Saal! Natürlich!" murmelte der Fremde. „Hast Du ein Licht?"

„Dort auf dem Tisch," antwortete Paul.

„Ist Deines Vaters Stube verschlossen?"

„Ja, der Vater hat den Schlüssel mit sich genommen."

„Und wo ist die Arbeitsstube?" fragte der Fremde.

„Hier, neben der meinigen."

„Aber ist hier nicht eine Zwischenthür?"

„Nein."

„Nun, doch vielleicht!" sagte der Oheim. „Bleib ruhig liegen. Ich gehe nur auf einen Augenblick hinein."

Dabei zündete er die Kerze auf dem Tische an.

„Ich muß Dir allerdings vorkommen, wie ein wildes Thier!" sagte er mit einem trüben Lächeln, als er jetzt bei dem Kerzenlicht sah, wie die Blicke des Knaben voller Schrecken und Neugierde auf ihm ruhten. „Vielleicht lernen wir uns noch einmal näher kennen. Dann will ich Dir genug Räubergeschichten erzählen, obgleich ich selbst kein Räuber war!"

Er ging auf die Wand zu, rückte einen kleinen Waschtisch, fort, der dort stand, und drückte auf einen Punkte in der Tapete. Eine kleine schmale Thür öffnete sich knarrend. Der Fremde nahm das Licht, ging in das Nebenzimmer und schloß die Thür hinter sich. Paul zog die Bettdecke über den Kopf. Ihn fröstelte.

In dem Nebenzimmer stellte der Fremde die Kerze auf einen großen Schreibtisch und blickte sich flüchtig um. Es war im Allgemeinen noch die Einrichtung, wie sie früher gewesen: einige Bücherschränke und Repositorien mit Akten. Ein moderner feuerfester Schrank war hinzugekommen. An der Wand hingen die Portraits eines Mannes und einer Frau im Kostüm des dritten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts. Der Fremde beachtete sie jetzt nicht, sondern bückte sich und drückte an einer

Stelle, die ihm bekannt sein mußte, auf die Seitenwand des großen Schreibtisches. Eine Klappe sprang zurück und der Fremde faßte in das Schubfach, das nun frei wurde und zog einige zusammengerollte Papiere hervor. Er durchflog schnell einige der Rollen und legte sie wieder fort. Die letzte aber — es befand sich ein großes Siegel unten am linken Rande — las er hastig und mit starren Augen. Seine Wangen entfärbten sich.

Das Dokument begann mit den Worten:

„Ich, Endesunterzeichneter, Eduard Paul Wilhelm Freiherr von Goselitz, erkläre hierdurch, wenn auch mit schwerem Herzen, daß ich meinen zweitgeborenen ehelichen Sohn Eugen Adolf Kurt wegen seines Wandels, welcher unsere Familie entehrt, nicht mehr als meinen Sohn anerkenne und ihn enterbe. Er hat keinen andern Anspruch auf mein Vermögen und auf das Vermögen, das von mir auf meinen ältesten Sohn Ludwig Anton Eberhard übergeht, als das gerichtliche Pflichttheil . . . ."

Hierauf folgten einige Sätze, welche die Form dieser Enterbung noch genauer aussprachen, und die Unterschriften mehrerer gerichtlichen Beamten, so wie eines Pfarrers und einiger Freunde der Verstorbenen.

„So hat man nicht gelogen! Du hast es wirklich gethan, Vater!" rief Kurt mit tiefem Schmerze und seufzte tief auf. „Was hatte ich denn verbrochen? Also weil ich schwieg, weil ich zu stolz war, um Gnade zu betteln, sollte ich nun wirklich ein Bettler werden! Ich hatte es nicht geglaubt!"

Er erhob die Kerze und beleuchtete die beiden neben einander hängenden Portraits. Das Gesicht der Mutter war mild und freundlich, das des Vaters ebenfalls mild, wenn auch von ernsterem Ausdruck.

„So habt Ihr in meinem Gedächtniß gestanden die vielen,

vielen Jahre lang!" sagte Kurt und langsam rollte ihm eine Thräne über die braune Wange. „So mild und gut! Und doch habt Ihr mich verstoßen! Ohne allen Grund! Ihr wußtet ja nichts von mir! Nie habe ich unsere Familie entehrt. Hatte ich nicht das Recht als Mensch, zu leben, wo ich wollte? Stand es mir nicht frei, meinen Schmerz, meine Verzweiflung meinen Menschenhaß hinzutragen, wohin es mir gefiel? Ihr habt Unrecht an mir gethan, oder Ihr seid — was ich eher glauben will — überredet worden. Aber ich dulde es nicht. Ich bin nicht schlechter, als mein Bruder!„

Er wandte sich ab. Seine Lippen hatten sich fest auf einander gepreßt, sein Gesicht war entsetzlich finster geworden. Die Rolle in seiner Hand zerknitternd, steckte er sie in seine Jacke und knöpfte dieselbe fest zu. Dann legte er die anderen Rollen in das geheime Fach und schloß dasselbe.

Als er in Paul's Zimmer zurückkehrte, lag der Knabe noch mit dem Kopf unter der Bettdecke.

„Ich glaube, die Betty Lehnert wäre muthiger als Du!" sagte Kurt spottend.

Paul richtete sich auf; sein Gesicht war glühend roth, obwohl ihn fror.

„Du hast nicht nöthig, etwas von heut zu sagen!" rief Kurt herb, fast drohend. „Dein Vater wird mich bald genug sehen. Und später werden wir — ich meine Du und ich — vielleicht gute Freunde. Ich denke mir, Du lebst hier auch nicht auf Rosen. Und hüte Dich vor der blonden Betty — die könnte Dir gefährlich sein!"

Dabei hatte er die Tapetenthür geschlossen und den Waschtisch wieder an seine Stelle gerückt.

„Adieu, Junge!" sagte er. „Ich gehe durch die vordere Thür. Komm einige Minuten später nach und schließe die Thür hinter mir. Du sprichst zu Niemand — hörst Du?"

Er wartete die Antwort nicht ab, die auch wohl nicht erfolgt wäre, verließ das Zimmer, schritt ohne große Vorsicht den Gang hinab bis zur breiten Flurhalle, schloß die vordere Thür auf und war bald weit von dem Schlosse entfernt. —

II.

Dem Gewitter und dem Sturm der vergangenen Nacht war ein herrlicher, kühler, luftiger Maimorgen gefolgt. Schon von fünf Uhr ab waren die männlichen Diener und die Hofknechte beschäftigt, die entwurzelten und gebrochenen Bäume, die abgerissenen Aeste aus dem Schloßpark zu schaffen, der für eine Zierde der Umgegend galt. Was von Knechten und Mägden auf dem Hofe zurückgeblieben, ging an der Rollkammer nur mit scheuen Blicken vorüber. Es saß ja ein Verbrecher dort!

Der Gendarm, Wachtmeister Benecke, hatte die Nacht bei dem Gärtner geschlafen und war ebenfalls schon seit fünf Uhr wach. Benecke schien es sehr eilig zu haben, den Inspektor zu sprechen.

„Du, warte lieber noch ein Weilchen!“ sagte ihm der Gärtner, als sie Beide schon sehr zeitig ihren Kaffee tranken. „Unser Herr Inspektor schläft gern lange und namentlich, wenn die Herrschaft nicht zu Hause ist.“

„Aber ich gebe Dir die Versicherung, Martin, was ich ihm zu sagen habe, ist wichtig!“ betheuerte der Gendarm.

„Schadet nicht!“ erwiderte der Gärtner. Und mit einem schlauen Lächeln fügte er hinzu: „Der Herr Inspektor ist so ziemlich Alles in Allem hier auf dem Gute.“

„So? Hat sich der Baron ducken müssen?“ fragte Benecke verwundert.

„Ja, 's ist merkwürdig, aber's hat sich so gemacht," antwortete der Gärtner leise. „Sie haben den sonst ziemlich gestrengen Herrn untergekriegt."

„Wer denn — sie?" fragte Benecke.

„Ja, die gnädige Frau und der Inspektor."

„Was Teufel — halten die Beiden zusammen?" rief der Gendarm überrascht.

„Nun, wie man's nimmt!" erwiderte Martin. „Der Inspektor, so jung er ist, hat es faustdick hinter den Ohren. Was der will geschieht, er weiß es immer so einzurichten, und geht es nicht auf graden Wegen, so geht's auf krummen. Auch ist er, wie man sagt, angesehener Leute Kind und eigentlich hier nur so, um sich ein bischen in der Landwirthschaft zu vervollkommnen."

„Wie heißt er denn?" fragte der Wachtmeister.

„Fallati! Er ist der Sohn eines Kaufmanns oder Rentiers in Berlin."

„Fallati?" sagte Benecke nachdenklich. „Den Namen kenne ich auch noch von Berlin her. Richtig — ja, das war ein Feiner, ein sogenannter Halsabschneider — wenn's derselbe ist. Und damals war so ein Bürschchen im Hause — es wird schon stimmen! Also — er hält mit der gnädigen Frau zusammen?"

„Das will ich nicht sagen," erwiderte der Gärtner ausweichend. „Ich habe nichts gehört und gesehen, nur das weiß ich, daß sie so oft zusammen sind, zusammen Klavier spielen und singen und daß nach Herrn Fallati gefragt wird, wenn er eine Viertelstunde von Hause ist. Er ist Hahn im Korbe."

„Das hätte ich nicht von der Baronin gedacht," meinte der Wachtmeister kopfschüttelnd. „Sie ist so stolz und courageus, sie hält so viel auf sich — —"

„Ja, ich weiß ja auch nichts weiter, als was ich gesagt, und das ist am Ende nicht viel," erwiderte der Gärtner. „Es mag, wie es in den Büchern heißt, eine platonische Liebe sein."

Sie lachten Beide.

„Wahrscheinlich ist es nichts anderes," fuhr der Gärtner dann fort. „Er soll es ja auch mit des Müllers Marie halten."

„Donner—! Mit der hübschen Marie?" fragte der Gendarm und wurde zuerst blaß, dann roth.

„Nun ja," antwortete der Gärtner leichthin. „Er versteht es, die Frauenzimmer zu beschwatzen. Hier auf dem Hofe scheint ihm keine hübsch genug. Sie spüren ihm deshalb auch nach und haben's herausgekriegt, daß er sich neulich Abends mit des Müllers Tochter hinten im Park getroffen."

„Es ist mir lieb, daß Du mir das gesagt!" versetzte der Gendarm, indem er aufstand. „Ich hatte selbst ein Auge auf das Mädchen — so guter Leute Kind, und Geld obenein! Ich dachte, sie hätte die glitzerigen Augen nur für mich! Na — mag's drum sein! Ein ander Städtchen — ein ander Mädchen!"

„Wie, alter Knabe, Du wolltest Dich noch verheirathen?" fragte der Gärtner lachend.

„Nun, warum nicht? Bin ich nicht in den besten Jahren? Und mein Brod habe ich auch. Aber 's scheint, als hätte ich kein Glück bei den Weibern. Ist mir auch egal! Nun, Adieu! Ich denke, wir sehen uns noch einen Augenblick!"

Es schien ihm doch nicht so gleichgültig, als er ging; denn er murmelte einen Fluch vor sich hin, und von dieser Stunde an hätte Herr Inspektor Fallati vom Wachtmeister Benecke schwerlich eine andere Gefälligkeit erwarten dürfen, als diejenige, die unabweislich durch den Dienst geboten war.

Als der Wachtmeister an der Rollkammer vorüber kam, warf er einen flüchtigen Blick auf Thür und Fenster und sah, daß Alles unversehrt war. Er ging also in's Schloß und sah dabei Paul an seinem Fenster sitzen. Der Knabe, der ungefähr sechszehn bis siebzehn Jahr alt sein mochte, sah sehr blaß aus und schlug die Augen nieder, als der Gendarm ihn ansah und grüßte.

„Nà, junger Herr, auch einmal wieder zu Hause?“ fragte Benecke freundlich.

„Ja, die Tante ist verreist und ich bleibe deshalb noch ein Paar Tage über die Pfingstferien,“ antwortete Paul. „Ich fahre erst in ungefähr acht Tagen nach Berlin zurück.“

„Na, um so besser!“ meinte der Wachtmeister gutmüthig und trat in das Schloß.

Es war nicht viel über sechs Uhr Morgens, und Friedrich, der Kammerdiener war der Ansicht, daß der Herr Inspektor jetzt noch nicht zu sprechen sei; Benecke ließ sich aber dadurch nicht im mindesten stören, sondern klopfte herzhaft an die Thür des Inspektors.

Nach ungefähr zehn Minuten öffnete ihm dieser. Der türkische Schlafrock und die rothen Pantoffeln, die er trug, hätten eher für einen jungen Stutzer in der Stadt gepaßt, als für einen Oekonomen auf dem Lande, den man sich von Morgens früh bis Abends spät in grauem Rock und kurzen Stulpenstiefeln denkt. Im Uebrigen stand Fallati im Rufe eines ganz tüchtigen Oekonomen. Es hieß, er solle später ein Gut übernehmen, das von seinem Vater billig erstanden und jetzt an einen tüchtigen Landwirth verpachtet war, der natürlich, wenn er die Wirthschaft in Gang gebracht hatte, fortgeschickt werden würde.

„Alle Wetter, Wachtmeister, was wollen Sie denn so früh?“ fragte er etwas barsch.

„Nichts für ungut, die Sache hat Eile!“

„Welche Sache — die mit dem Landstreicher?"

„Ja und nein! Sie werden es hören," antwortete Benecke. Darauf ließ ihn der Inspekor eintreten, öffnete die Fenster des Wohnzimmers, an das ein Schlafkabinet stieß, und brannte sich eine Cigarre an, ohne das Kistchen, das sehr „ächt" aussah, dem Wachtmeister zu präsentiren.

Fallati sah, trotzdem es Morgens war, etwas blaß aus. Aber fein, regelmäßig und was man interessant nennt, war sein Gesicht, das ließ sich nicht leugnen. Er hatte sich jetzt auf das Sopha gesetzt; der Wachtmeister stand in der Nähe der Thür.

„Herr Inspektor," sagte Benecke, „ich würde Sie nicht gestört haben, wenn es sich nicht um etwas Wichtiges handelte. Es betrifft den Mann, der da in der Rollkammer gefangen sitzt. Ich hielt ihn gestern Abend für den aus Sonnenburg entsprungenen Martin Fischer, und am Ende — wäre es ja auch möglich, daß er es ist. Aber zugleich — glaube ich in ihm den gnädigen Herrn erkannt zu haben — ich meine den jungen Herren Kurt von Goselitz — —"

Der Inspektor, der zuerst gleichgültig und gelangweilt zugehört hatte, war plötzlich äußerst aufmerksam geworden.

„Was?" rief er. „Der Bruder des Herrn Barons ist ja todt!"

„Ja, das sagte man wohl immer, Herr Inspektor; aber wenn ich mich nicht irre, so ist der Mann — der Herr da unten doch kein Anderer, als der Baron Kurt."

„Nehmen Sie sich eine Cigarre! Setzen Sie sich! Erzählen Sie!" rief der Inspektor lebhaft. Dann aber, als halte er es nicht für „nobel," Aufregung zu zeigen, ließ er sich wie ermüdet in die Sopha-Ecke fallen und blies scheinbar gleichgültig den Rauch seiner Cigarre vor sich hin.

Benecke hatte der Aufforderung des Inspektors nur in so-

weit entsprochen, daß er sich gesetzt; die angebotene Cigarre hatte er nicht genommen.

„Schon wie ich den Mann im Kruge verhaftete, fiel mir Manches an ihm auf,“ fuhr er nun fort. „Er hatte weder die Hände, noch das Gesicht, noch die Manieren eines Sträflings. Auch fanden wir zweihundertvierzig Thaler Geld bei ihm. Da wir aber von einem neuen Diebstahl in letzter Zeit nichts gehört, so weiß ich nicht, woher er das Geld und das feine Porte-Monnaie haben sollte, wenn er wirklich der Martin Fischer wäre. Hier ist das Porte-Monnaie!“

Er reichte es dem Inspektor, der es aufmerksam betrachtete.

„Das ist ein ächt englisches Porte-Monnaie,“ sagte Fallati, „das kann nur einem ganz feinen Mann gehört haben.“

„Ferner fiel ihm die Betty Lehnert auf und als ich ihm sagte, wer sie sei, verfärbte er sich und verrieth, daß er die Mutter gekannt. Da gingen mir plötzlich die Augen auf und ich erkannte den Baron Kurt. Er aber merkte es und sagte mir kurz, er sei der Martin Fischer und kein Anderer. Nun kann ich aber doch nicht recht glauben, daß unser früherer junger Herr Baron ein Dieb und Straßenräuber geworden sei. Ich bin eher der Ansicht, er hat die Kleider von dem wahren Martin Fischer gekauft, um hier in der Nähe unbekannt zu bleiben. Ein steckbrieflich Verfolgter wäre auch schwerlich in den Krug gekommen.“

„Hm, das könnte man nun doch nicht wissen!“ sagte der Inspektor wie zu sich selbst, „Indessen, Wachtmeister, Sie müssen ja die ganze Geschichte kennen. Erzählen Sie mir doch, wie es eigentlich mit dem Fortlaufen und Verschwinden des Barons Kurt zusammenhängt.“

„Das ist bald gethan!“ antwortete Benecke. „Ich bin zwar ein Paar Jahr jünger, wie er, weiß aber doch noch ziemlich genau, was vorging und habe später oft genug davon sprechen hören. Der Baron Kurt war ein heißblütiger Bursche, viel

wilder, als der jetzige gnädige Herr. Er galt für den stärksten Burschen in seinem Alter, obwohl er eigentlich nur schwächlich aussah. Ich weiß davon noch ein Lied zu singen, denn als ich einmal mit ihm in Streit gerieth, warf er mich gegen einen Zaun, daß mir die Rippen krachten. Nun war damals bei der seligen Frau Baronesse ein Kammermädchen, Marie Lehnert, die Mutter von der Betty; zu beschreiben brauche ich sie Ihnen nicht, denn die Betty ist ihr wie aus dem Gesicht geschnitten. Nur war die Marie älter, vielleicht achtzehn oder neunzehn Jahr, gerade so alt, wie der Baron Kurt. Der war damals auf dem Gymnasium in Berlin und kam zum Herbst herüber, er sollte zum Oktober auf die Universität ziehen, denn bei aller seiner Wildheit war er ein sehr gescheiter Mensch und es hieß ja, es wären schon Verse von ihm gedruckt worden. Genug, er verliebte sich in die Marie Lehnert. Für das ganze Dorf war das kein Geheimniß, denn wir sahen sie oft genug zusammen im Park oder im Wäldchen. Als es aber der alte Herr erfuhr, ging er dem jungen Baron scharf zu Leibe. Die Marie Lehnert war sehr angesehen bei der alten gnädigen Frau und die Herrschaft wollte deshalb nicht, daß es ein Unglück gäbe und die Marie mit Schimpf und Schande vom Hof müßte. Darauf erklärte der Kurt, es falle ihm gar nicht ein, die Marie zu unrechten Dingen zu verführen, er wolle sie heirathen. Das machte die Sache noch schlimmer. Der junge Baron wurde fortgeschickt, war aber nach acht Tagen schon wieder im Dorf und wohnte heimlich bei einem von den Bauern, dem er einmal seinen ältesten Jungen aus dem Teich herausgeholt und der ihm deshalb nichts abschlagen konnte. Er wollte die Marie Lehnert mit sich nehmen. Alles war auch in Ordnung, der Tag zu der Abreise schon festgesetzt, da bekam der alte Herr Wind. Er wartete ruhig ab, ob der Baron Kurt seinen tollen Vorsatz wirklich ausführen werde und als er die Marie eines Abends um elf

Uhr hinter dem Park zu dem jungen Baron auf einen Wagen steigen sah, sprang er hinter dem Busch hervor, riß die Marie vom Wagen und ohrfeigte den jungen Herrn. Der soll fuchswild gewesen sein; wir hörten aber weiter nichts von ihm. Es hieß, der alte Herr habe ihn verstoßen und Kurt sei in die weite Welt gegangen. Der Zorn vom alten gnädigen Herrn war indessen bald wieder verraucht und es wurden Aufrufe in allen Zeitungen erlassen, um zu erfahren, wo Kurt geblieben. Aber es kam keine Antwort. Nur ungefähr zehn Jahre später stand einmal in einer Zeitung eine Nachricht, unter den Seeräubern irgendwo — ich habe den fremden Namen vergessen — habe sich auch ein Baron Goselitz befunden. Da sagte der alte Herr, er habe keinen zweiten Sohn mehr, er soll auch den Kurt, dem eigentlich Schönau zufallen mußte, enterbt haben. Der alte gnädige Herr starb bald darauf."

„Und das Kammermädchen, die Mutter von der Betty?" fragte der Inspektor.

„Die war vom Gut fortgeschickt worden und ließ sich später mit einem Fremden ein," antwortete der Wachtmeister. „Von dem ist auch das Mädchen, die Betty. Dann zog sie nach Berlin und ist wohl dort untergegangen. Die alte gnädige Frau aber hatte später Mitleid mit der Betty, die hier im Dorfe zurückgeblieben war, und nahm sie zu sich auf's Schloß. Es heißt ja, sie solle die Kammerjungfer der Frau Baronin werden."

Der Inspektor antwortete nicht. Er blies höchst gedankenvoll — oder auch höchst gleichgültig — den blauen Rauch seiner Cigarre vor sich hin. Dann stand er plötzlich auf und schritt durch das Zimmer.

„Hm! Es wäre doch gut, die Wahrheit zu erfahren, ehe der Herr Baron zurückkäme!" sagte er dann. „Wachtmeister! Führen Sie mir doch den Gefangenen her!"

Benecke erhob sich mit einem kurzen militärischen Gruß und verließ das Zimmer.

Fallati trat an das Fenster. Sein Gesicht zeigte jetzt einen nichts weniger als gleichgültigen, höchst eigenthümlichen und schwer zu beschreibenden Ausdruck.

„Das wäre ein Mittel! Das wäre ein Mittel!“ murmelte er mehrmals vor sich hin. „Da müßte die stolze Schönheit endlich fallen — sie müßte!“

Ein Ruf — ein heftiger Fluch — vom Hof her unterbrach seine Gedanken. Er eilte an das Fenster.

Da stand Benecke vor der offenen Thür der Rollkammer und starrte hinein. Der starke martialische Mann schien wie vom Blitze getroffen. Außer jenen ersten Worten, die ihm die Ueberraschung und der Schreck entrissen, war ihm kein Ton mehr über die Lippen gekommen.

Der Inspektor lehnte sich aus dem Fenster und rauchte ruhig seine Cigarre — ruhig wenigstens dem Anscheine nach.

Endlich machte sich der Schreck Benecke's in einer Fluth von Verwünschungen Luft. Der halbe Hof eilte herbei. Natürlich wurde sogleich bemerkt, daß die Thür nach dem Heuboden geöffnet sei.

„Er hat hier Bescheid gewußt — ich sagte es ja!“ stöhnte Benecke vor sich hin.

Die verlorenen funfzig Thaler gingen ihm durch den Kopf. Dann aber kam ihm ein sehr vernünftiger und natürlicher Gedanke. Wenn der Gefangene wirklich der Baron Kurt gewesen — woran er kaum zweifelte — so war es doch am Ende besser, wenn er ihn nicht an das Kreisamt nach Königswalde abgeliefert. Auch hatte er ja die zweihundertvierzig Thaler noch in der Tasche und der Eigenthümer ließ gewiß mit der Meldung nicht lange auf sich warten. Es war dann der Familie Goselitz die Schande erspart und in solchen Fällen pflegt man sich ja

erkenntlich zu zeigen. Ueberdies aber konnte ihm sein gutes Glück immer noch den wirklichen Martin Fischer in die Hände spielen. Nur bei dem Gedanken, Kurt von Goselitz und Martin Fischer könnten am Ende doch ein und dieselbe Person sein, ward's ihm ganz wirr im Kopfe.

Für den Augenblick war weiter nichts zu thun. Die angestellte Untersuchung ergab auf das Genaueste, daß der Entsprungene seinen Weg über den Heuboden genommen — weiter nichts. Benecke ließ sich von dem Inspektor eine Bescheinigung geben, daß er den Gefangenen abgeliefert und daß derselbe entflohen, damit war das kurze Intermezzo, das die Ruhe auf dem Schlosse unterbrochen hatte, für's Erste zu Ende. Benecke kehrte nach dem Krug zurück, um sich sein Pferd zu holen und nach Königswalde zu reiten, um Anzeige zu machen. — — —

Inzwischen kleidete sich der Inspektor langsam an. Kein Modeherr der Residenz konnte mehr Sorgfalt auf seinen Anzug verwenden, als Fallati. Sein helles Sommer-Kostüm entsprach allen Forderungen, die ein Lord an seinen Sommer-Anzug hätte erheben können, und es war in der That schon mehrmals geschehen, daß Fremde ihn als den „Herrn Baron“ angeredet hatten, und zwar in Gegenwart des Barons, der ein Mann in den Vierzigern war und nie mehr auf sein Aeußeres gegeben hatte, als eben nothwendig war, um den Anstand zu wahren.

Als er seine Toilette beendet, sah er so fashionable aus, daß er einem Photographen zum Modell eines feinen Kavaliers vom Lande hätte sitzen können. Zu dem dunklen Haar und dem blassen Gesicht standen die helle Cravatte und der gelbgraue feine vom Kopf bis zum Fuße gleichfarbige Anzug vortrefflich. Fallati schien das auch zu wissen, denn ein etwas übermüthiges, triumphirendes Lächeln spielte um seinen Mund. Er trank ziemlich schnell seinen Kaffee, den ihm eine hübsche Dienerin gebracht. Dann ging er nach dem Hof.

Er untersuchte nun seinerseits die Rollkammer und den Heuboden und der Blick, mit welchem er die einzelnen Gegenstände musterte, verrieth viel Beobachtungsgabe und Scharfsinn. Einige Minuten lang ging er längs der Rollkammer auf und ab, das Dach im Auge behaltend. Dort oben hingen einige Halme Heu. Fallati läßt seinen Blick über die Umgebung schweifen. Halt — da an dem einen Fenster hing wieder ein Heuhalm! Es war das Fenster zu Paul's Zimmer.

„Paul!“ rief er zu dem Fenster hinauf. Keine Antwort. Er fragte, wo der junge Herr sei. Man antwortete ihm, der trinke mit den beiden Fräulein Clara und Sidonie Kaffee.

Paul war der einzige Sohn aus der ersten Ehe des Barons, also auch der Erbe von Goselitz. Clara und Sidonie waren die Töchter aus zweiter Ehe, sieben und fünf Jahre alt.

Ohne sich lange zu besinnen, ging der Inspektor nach dem Zimmer der Gouvernante, in welchem die „Kinder“, wenn die Mutter abwesend war, frühstückten und Mittag aßen. Die Gouvernante, eine nicht mehr junge Dame, empfing den Herrn Inspektor, der ihr zuweilen einige Aufmerksamkeiten erwies, mit großer Höflichkeit und gelindem Entsetzen über ihr eigenes Negligé. Fallati entschuldigte sich kurz damit, daß er Paul auffordern wolle, mit ihm auf das Feld hinauszureiten. Dabei beobachtete er den Knaben, dessen Wesen ihm etwas scheu und verstört vorkam.

Auch Betty Lehnert war im Zimmer. Eine Rosenknospe konnte nicht schöner, frischer, schwellender sein, als das junge Mädchen. Fallati widmete ihr, der untergeordneten Person, scheinbar nicht die geringste Beachtung. Aber Betty's dunkelblaue Augen überraschten dennoch einige Male die Blicke des Inspektors, die auf ihr ruhten, und dann schnitt sie ihm ein Gesicht, wobei sich jedoch nur die kirschrothen Lippen und die be-

weglichen Nasenflügel ein wenig rührten. Fallati that, als ginge ihn das gar nichts an.

Paul willigte natürlich mit Vergnügen ein, auf's Feld zu reiten und eilte hinaus, um den Stallknecht zu bitten, ihm ein gutes Pferd zu satteln. Er blieb auch im Stalle, um bei dem Aufsatteln zugegen zu sein. Inzwischen kam Fallati an dem Zimmer des Knaben vorüber. Der Schlüssel steckte im Schlosse. Er öffnete die Thür und blickte aufmerksam in das Zimmer, sah jedoch nichts, was irgendwie verdächtig oder auffällig gewesen wäre. —

Fünf Minuten später ritten sie Beide zum Thor hinaus.

Es war Fallati's Absicht gewesen, den Knaben zu fragen, ob er etwas von der Flucht des Gefangenen wisse, der Heuhalm am Fenster war ihm aufgefallen und überdies berechnete er sehr richtig, daß der Fremde, wenn er wirklich der Oheim Paul's war, einen Versuch gemacht haben würde, sich seinem Neffen zu nähern. Merkwürdiger Weise aber wollte Paul von nichts wissen, obgleich sein Wesen eine verrätherische Scheu und eine Befangenheit zeigte, wie sie Fallati sonst nie an ihm bemerkt. War der Knabe instruirt, zu schweigen? Und besaß er Willenskraft genug, dieser Weisung nachzukommen?

Sie ritten nach Schönau hinüber, jenem Gute, das Kurt's Erbtheil gewesen wäre, wenn er nicht in die weite Welt gegangen. Das Gut, früher etwas vernachlässigt, war durch den Eifer und den Fleiß eines Verwalters, der auf demselben seit zwanzig Jahren unermüdlich schaffte, eine wahre Perle geworden und stand in seinen Einkünften nicht weit hinter Goselitz zurück. Drainagen, Torfstiche, die Urbarmachung einiger sumpfigen Wiesen, Braunkohlen-Gruben hatten den Werth und den Ertrag des früher vernachlässigten Vorwerks um das Vierfache gehoben. Es hieß allgemein, Baron Eberhard wolle Schönau seiner Frau und seinen beiden Töchtern zweiter Ehe verschreiben, da das

Familien-Fideikommiß sich nur auf Goselitz beschränkte, und Jedermann fand, daß die Frau Baronin und ihre Kinder mit diesem Erbtheil sehr zufrieden sein könnten, um so mehr, da die Baronin, die schöne, aber arme Tochter eines früheren hochgestellten Beamten, ihrem Manne Nichts zugebracht habe.

Fallati betrachtete Schönau und die prächtigen Weizenfelder, die sich weithin erstreckten, heut mit aufmerksameren Augen als sonst. Wenn dieser verschollene, längst todt geglaubte Baron Baron Kurt zurückgekehrt war — wie dann? Fallati war noch nicht lange genug auf Goselitz, um die Familien-Bestimmungen näher zu kennen, es hatte sich auch kein Anlaß geboten, darüber zu sprechen. Allgemein hatte man angenommen, Kurt sei todt und der jetzige Baron unbestrittener Herr von Goselitz und Schönau. Wie, wenn das sich änderte? Fallati kannte die Geldverhältnisse des Barons Eberhard sehr genau. Sie waren glänzend, so lange Schönau, das wenig kostete, seinen reichen Ertrag zu den Einkünften von Goselitz beisteuerte. Aber wenn dieser Ertrag ausfiel? Derselbe triumphirende Zug legte sich um seine schmalen Lippen. Er mußte seine eigenen Gedanken dabei haben.

Gern hätte er den alten Verwalter von Schönau gesprochen und vielleicht so gelegentlich Manches, was ihn jetzt interessirte, von demselben erfahren. Aber der Verwalter war nach Königswalde gefahren und nachdem die Beiden ein einfaches Frühstück zu sich genommen, ritten sie nach Goselitz zurück, jedoch nicht in grader Richtung, sondern über die zu Goselitz gehörigen Ackerflächen, die der Inspektor besichtigen wollte.

Sie waren nicht mehr weit vom Dorfe Goselitz entfernt, als sie auf der Chaussée, die von Königswalde nach der Residenz und am Schloß vorüberführte, einen Reiter bemerkten, der ihre Aufmerksamkeit erregte. Er war ganz in sehr helles Zeug gekleidet, die Weste, das weite Beinkleid und der kurze Rock von demselben leichten Stoff. Auf den Kopf trug er einen enorm

breitrandigen Strohhut. Er saß wunderlich zu Pferde, die Beine breit auseinander gestreckt, schien aber doch ein guter Reiter zu sein und hielt das Pferd scharf im Trab. Der Inspektor ritt unwillkürlich etwas langsamer, um zu sehen, wer der Fremde sei. Plötzlich stutzte er und auch Paul wurde blaß. Beide glaubten den Fremden vom vergangenen Abend zu erkennen.

Gewiß, er war es. So sehr er seine Tracht verändert, dieses braune Gesicht mit dem eigenthümlichen ironischen Ausdruck und den scharfbeobachtenden Augen war dasselbe geblieben. Er trug, wie bei seinem Näherkommen bemerkbar wurde, den Hemdkragen weit übergeschlagen und nach Matrosen- oder Pflanzer-Art nur von einem losen Tuch gehalten, und an den Füßen Schuhe mit fast fingerdicken Sohlen.

„Guten Morgen, meine Herren!" rief er schon in einiger Entfernung. „Welches ist der nächste Weg nach Goselitz?"

Fallati hielt sein Pferd an und warf einen flüchtigen Blick auf Paul. Der Knabe war in sichtlicher Verlegenheit. In der nächsten Minute hielt der Fremde bei ihnen und lüftete seinen Hut.

„Hier die Chaussée entlang," antwortete der Inspektor, den Gruß höflich erwidernd. „Wir reiten im Uebrigen auch nach Goselitz."

„Ist der Herr Baron zu Hause?" fragte der Fremde.

„Nein. Er ist mit der Baronesse in Hohen-Selichow, wo gestern die Hochzeit der ältesten Tochter des Herrn von Bostorff gefeiert worden ist. Die Herrschaften sind über Nacht geblieben und ich weiß nicht, wann sie zurückkehren."

„O, schade!" sagte der Fremde, ungenirt weiter reitend, so daß Fallati und Paul ihm folgen mußten. „Nun, dann werde ich mich so lange in Goselitz aufhalten, bis der Herr Baron zurückkommt. Es ist ja wohl Sitte, daß die Herrschaften nach einem guten Frühstück dem Hochzeitshause Adieu sagen?"

„Ja, meistentheils,“ antwortete Fallati, dem der freie, ganz ungezwungene Ton des Fremden nicht recht zu behagen schien. „Sie haben wichtige Geschäfte mit dem Herrn Baron abzumachen?“

„Ja.“

„Nun, ich bin sein Inspektor,“ sagte Fallati.

„Freut mich sehr,“ antwortete der Fremde mit einer leichten Verbeugung. „Der Roggen hier steht brillant.“

„Das ist Gemeinde-Acker, der geht uns nichts an,“ erwiderte Fallati. Und dann fügte er mit einem schnellen Entschlusse hinzu: „Sie wollen sich wohl Ihre zweihundertvierzig Thaler holen?“

Der Fremde sah ihm ohne irgend welche Ueberraschung in's Gesicht und lachte.

„Also erkennen Sie mich wieder?“ rief er.

„Nun sicher, Ihr Gesicht vergißt man nicht. Das Geld hat der Gendarm bei sich. Er sucht Sie natürlich überall.“

„Schade, die Mühe könnte er sich sparen,“ antwortete der Fremde. „Der gute Mann hat sich geirrt, was ich ihm übrigens verzeihe. Nur mußte er nicht denken, daß ich mich ohne Widerrede von ihm weiter transportiren lassen würde. Ich benutzte die Gelegenheit und entfernte mich ohne Abschied. Uebrigens will ich Ihnen einfach erklären, wie der Irrthum entstanden ist. Ich war gestern schon, aber zu Fuß, auf dem Wege nach Goselitz. Vor dem Gewitter — es war entsetzlich schwül — wandelte mich die Lust an zu baden. Ich kleidete mich am Ufer eines kleinen See's aus und überließ mich dem angenehmen Gefühl der Kühlung in dem klaren Wasser. Als ich wieder an's Ufer stieg, waren meine Kleider fort und der gefärbte Sträflings-Anzug lag an deren Stelle. Ich mußte mich nolens volens des Anzugs bedienen, hatte übrigens keine Ahnung, daß es Sträflingskleider seien.“

„Welche zarte Aufmerksamkeit von dem Spitzbuben, daß er Ihnen wenigstens Ihr schönes Porte-Monnaie ließ!“ sagte Fallati scheinbar ernsthaft.

Wieder lachte der Fremde laut auf.

„O, ich bin ein alter Praktikus!“ antwortete er. „Uhr und Porte-Monnaie hatte ich bei Seite gelegt. Nein, ich komme nicht, um mir das Geld zu holen, das ist mir wohl sicher genug. Ich habe mit dem Herrn Baron über andere Dinge zu sprechen.“

Schloß Goselitz erhob sich jetzt vor ihnen. Es bot einen ebenso stattlichen, wie freundlichen Eindruck. Zwar bestand das eigentliche Schloß, das im einfachen Geschmack des vorigen Jahrhunderts errichtet war, nur aus einem zweistöckigen Gebäude mit einer großen Rampe vor der Thür und einem Balkon vor den drei Mittelfenstern des ersten Stocks. Aber der freundliche Vorgarten, der waldähnliche Park zur Linken, die zahlreichen Nebengebäude, die man wenigstens theilweise erblickte, gewährten einen stattlichen und behäbigen Anblick.

Der Inspektor hielt sein Pferd an, als wolle er dem Fremden zu verstehen geben, hier trennten sich ihre Wege. Dieser verstand auch sogleich.

„Ja, was fange ich nun an, während ich den Herrn Baron erwarte? sagte er. „Im Schloß ist wohl kein Platz für mich?“

„Unter den seltsamen Umständen, unter denen Sie gestern Abend Ihren Einzug in das Schloß gehalten, muß ich allerdings Bedenken tragen, Ihnen den Eintritt zu gestatten,“ antwortete der Inspektor kühl. „Sie haben es ohnehin meiner Rücksicht zu danken, wenn ich Sie nicht schon nach Ihrem Paß gefragt.“

„Ei der Tausend,“ rief der Fremde, „sind Sie denn eine Art Gendarm?“

„Das nicht, aber ich gehöre zum Gute und muß auf alles

Verdächtige achten," erwiderte Fallati. „Paul, reiten Sie voraus nach dem Schlosse — ich komme sogleich nach."

Der Knabe schien den Fremden, der ihm ein so ungewöhnliches Interesse einflößte und den er während der letzten Zeit fortdauernd von der Seite angeblickt, nur ungern zu verlassen, mußte sich aber in den Befehl fügen und ritt nach dem Schloß. Der Fremde that, als ob er gar nicht auf ihn achte.

„Mein Herr," fuhr Fallati jetzt fort, „Sie werden mein Benehmen gewiß zu entschuldigen wissen. Sie sind gestern Nacht von einem Gendarmen zu uns gebracht worden, sind entflohen und verlangen heut Gastfreundschaft . . ."

„Nun, es war ein Irrthum!" unterbrach der Fremde.

„Ueberdieß schien der Gendarm einen eigenthümlichen Verdacht zu hegen," fuhr Fallati fort. „Er wollte in Ihnen Jemand erkennen . . ."

Der Inspektor schwieg absichtlich. Wollte der Fremde sich zu erkennen geben, so war jetzt eine Gelegenheit dazu und Fallati schien sie zu suchen.

Nicht so der Fremde.

„Ei," sagte er, „da wäre ich neugierig! Indessen ich sehe, ich bin Ihnen zur Last. Verzeihen Sie! Ich werde mir das Dorf ansehen und später mit vorsprechen!"

Dabei griff er an seinen Strohhut, lenkte sein Pferd herum und ritt zurück, noch ehe der Inspektor, über diese Wendung sichtlich verstimmt, ihm ein Wort nachrufen konnte.

In demselben Augenblick wurde auf der Chaussée ein Wagen mit vier Pferden sichtbar. Der Fremde sah ihn kaum, als er ihm entgegenritt. In dem Wagen saßen ein Herr und eine Dame und ein junges zwölfjähriges Mädchen. Der Herr, ein Mann in den vierziger Jahren, mit englischem Schnurr- und Backenbart, trug über dem schwarzen Frack mit weißer Kravatte einen hellen Sommer-Ueberzieher. Die Dame neben

ihm hatte einen leichten Sommershawl über die seidene Ballrobe geschlagen. Sie war in den zwanziger Jahren, vielleicht zwischen fünfundzwanzig und dreißig, von herrlicher Gestalt. Das stolze, schöne Antlitz verrieth eine gewisse vornehme Lässigkeit. Das Mädchen, das ihnen gegenüber saß, hatte das liebliche, sinnige Gesichtchen nach dem Schlosse hingewandt, als sehne sie sich, recht bald dort anzukommen.

Die vier Rappen, mit buntseidenen Bändern geschmückt, flogen die Chaussée entlang. Der Fremde war dem Wagen in kurzem Trab entgegengeritten und grüßte durch Abnehmen seines Hutes. Der Herr im Wagen dankte lässig und achtlos. Die Dame, die sich wie ermüdet zurückgelegt hatte, schien den Grüßenden gar nicht gesehen zu haben. Erst als sie den Inspektor bemerkte, der an der Ecke hielt, an welcher sich der Weg zum Schlosse von der Chaussée abzweigte, gewann ihr Gesicht plötzlich Leben und sie richtete sich ein wenig auf.

Fallati grüßte sehr artig. Der Herr dankte freundlich aber kurz und gab dem Kutscher kein Zeichen, die Pferde aufzuhalten. Die Dame aber rief: „Johann! Langsamer!“

Jetzt war Fallati bereits neben dem Wagen. Offenbar nahm er sich zusammen, aber er konnte es nicht hindern, daß sich sein Blick tief in die schönen hellbraunen Augen der Baronesse versenkte.

„Ist etwas vorgefallen, Herr Fallati?“ fragte die Dame.

„Nein und — ja!“ antwortete der Inspektor. „Wann kann ich den Herrn Baron sprechen?“

„Nur nicht sogleich, lieber Fallati! Ich muß wenigstens eine Stunde ruhen,“ antwortete der Baron, ein Gähnen unterdrückend. „Wir haben die Nacht kaum zwei Stunden geschlafen.“

Jetzt war der Wagen bereits an der Rampe vor dem Schloß. Zwei Diener eilten herbei. Doch kam ihnen

Fallati zuvor. Er öffnete den Wagenschlag auf der Seite der Baronesse und reichte der Dame die Hand zum Aussteigen, Wie sie sich leicht aus dem Wagen schwang, ward ihre hohe, schlanke und doch volle Gestalt in ihrer ganzen Schönheit sichtbar. Mit einer tiefen Verbeugung verabschiedete sich Fallati. als die Baronesse die Treppe hinaufging.

„Immer Kavalier!“ sagte der Baron, der seiner Gattin den Arm geboten hatte, auf Französisch. „In der That ein Inspektor, wie ich ihn noch nicht gehabt. Ich bin zuweilen zweifelhaft, ob ich ihn nicht auf gleichem Fuße behandeln soll.“

„Da ich höre, daß er die Oekonomie gründlich versteht, so denke ich, können wir uns nur Glück wünschen, einen Mann von Bildung und Erziehung in unserm Hause zu haben,“ antwortete die Baronesse mit einem leichten Achselzucken.

Das junge Mädchen, eine leichte, schlanke Gestalt, war hinter ihnen die Treppe hinaufgegangen und sah sich um, als suche sie Jemand.

„Friedrich, führen Sie Fräulein von Bostorff zu den jungen Baronessen!“ sagte die Frau vom Hause zu dem Kammerdiener

„Und ich bin in den ersten anderthalb Stunden für Niemand zu sprechen!“ rief der Baron. „Schicken Sie mir Henri zum Auskleiden. Adieu, Valeska — ruhe Dich auch ein wenig aus!“

Mit den letzteren an seiner Frau gerichteten Worten ging der Baron nach seinem Zimmer, während die Baronesse sich mit ihrer Kammerfrau, die in einem zweiten Wagen mit dem Kammerdiener Henri nachgekommen war, nach der andern Seite wandte.

Das junge Fräulein von Bostorff — klein konnte man sie nicht gut nennen, denn sie war bereits eine ganz stattliche, wenn auch durchaus kindliche Erscheinung — ging mit etwas niedergeschlagener Miene neben Friedrich.

„Ist Paul nicht zu Hause?" fragte sie leise.

„Gewiß, gnädiges Fräulein!" antwortete der Diener, ein bejahrter Mann. „Er ist so eben vom Felde zurück gekommen. Der wird sich freuen, daß Sie hier sind."

Das junge Mädchen schien eben so erfreut darüber zu sein, denn ihre Miene hellte sich auf und mit leichterem Schritt folgte sie dem Diener. — — — — — — — — — — — — — —

Während dessen war der Fremde auf den Schloßhof geritten, hatte dort sein Pferd einem Burschen übergeben und verlangte, den Herrn Baron von Goselitz zu sprechen. Henri, der gerade über den Korridor ging, bedeutete den Fremden, daß der Herr Baron jetzt nicht zu sprechen sei. Darauf gab ihm der Fremde einen Brief, der nur klein war, aber ein großes Siegel zeigte. Henri bemerkte zu seinem Schrecken, daß die Adresse nur aus den einfachen Worten: „An den Herrn Baron von Goselitz auf Goselitz" bestand, ohne Hinzufügung einer Titulatur. Er hatte jedoch einen instinktiven Respekt vor der ernsten Miene und dem gemessenen Wesen des Fremden, nahm also den Brief an und brachte ihn seinem Herrn, der sich so eben seines Fracks und der weißen Cravatte entledigte.

„Habe jetzt keine Zeit zum Brieflesen!" sagte dieser, als Henri den Brief vor ihm auf den Tisch legte.

„Es schien eilig zu sein," bemerkte der Diener leise.

Jetzt nahm der Baron den Brief in die Hand und seine Stirn furchte sich, als er die einfache Adresse las. Dann wandte er den Brief um. Das große, sehr gut ausgeprägte und deutliche Siegel zeigte einen Kranz von Sternen und in der Mitte derselben eine geballte Faust. Der Baron kannte ein solches Wappen nicht. Unter der Faust stand K. G. — Er riß den Brief schnell auf und sein Blick flog über die Worte: „Ich bringe Ihnen Nachricht von Ihrem Bruder Kurt."

Was ließ die Wangen des kräftigen und scheinbar starken Mannes erbleichen, so daß sie fast aschgrau wurden? Der Bruder, den er seit länger als zwanzig Jahren nicht gesehen, den er für todt gehalten, kehrte zurück! War es Furcht oder war es die Stimme der Natur, die ihm sagte, der Bruder selbst sei vor der Thür? Stimme der Natur — Macht des Blutes! Leere Ausdrücke — Worte ohne Inhalt! Wenigstens dachte der Baron so. Einen Bruder todt zu wissen, davon überzeugt zu sein, daß er ein Taugenichts gewesen, der den Familien-Namen in Unehre gebracht — und nun aufzujubeln, wenn er plötzlich erscheint — unmöglich! Von allen Menschen, deren Namen er jemals vernommen, war ihm dieser Bruder einer der fremdesten!

Weshalb fehlte ihm plötzlich der Athem, weshalb faßte er nach der Brust? Regte sich da etwas, was man Gewissen nennt? Gab es in seiner Erinnerung einen dunklen Punkt und stand dieser in Verbindung mit dem todtgeglaubten Bruder?

„Führen Sie den Herrn zu mir, Henri!" sagte er kaum hörbar. „Und bringen Sie eine Flasche Wein und zwei Gläser nach meinem Arbeits-Zimmer — dort will ich mit dem Herrn sprechen."

Er warf sich einen weiten Sommerrock über — seine Hand zitterte ein wenig, vor Aufregung. Dann ging er nach dem andern Flügel, auf welchem das Arbeitszimmer lag.

Er war dort kaum eingetreten, als es klopfte und auf sein Herein! der Fremde eintrat, der ihn kurz vorher auf der Chaussée gegrüßt. Das Gesicht des Fremden war ernst, fest, ruhig. Auch der Baron hatte sich erholt. Tausend Gedanken waren ihm in den letzten wenigen Minuten durch den Kopf gegangen — Gedanken an Bruderliebe, Treue, Enterbung, Ruin — aber jetzt war er gefaßt. Was geschehen war, ließ sich nicht mehr ändern. Wenn die Todten auferstehen, müssen sie sich nicht wundern, die Welt verändert zu finden.

„Sie sind der Herr, der mir Nachrichten von meinem Bruder Kurt bringt?“ rief der Baron dem Fremden entgegen.

Dieser hatte seinen Hut abgenommen. Es zeigte sich eine hohe, feste Stirn, unter ihr ein Paar starker Brauen, aus denen die hellen grauen Augen scharf hervorblitzten — nein, dieses Gesicht war nicht zu verkennen, auch mit neunzehn Jahren hatte Kurt von Goselitz diesen Blick, diese Stirn gehabt.

„Kurt! Du bist es selbst!“ rief der Baron.

„Ja, ich bin es, Eberhard!“ antwortete der Bruder.

Weshalb flogen sie sich nicht in die Arme? Welches Gespenst stand zwischen ihnen? Sie reichten sich nur die Hand. Es war eine Erleichterung für den Baron, daß Henri mit dem Wein eintrat.

„Willkommen in Goselitz!“ sagte der Baron, als der Diener, der den Fremden aufmerksam betrachtete, die beiden Gläser gefüllt hatte.

Sie stießen mit einander an, dann setzten sie sich auf das kleine mit Leder bezogene Sopha.

„Weshalb hast Du nie von Dir hören lassen?“ fragte der Baron. „Ich kann mich noch immer gar nicht in den Gedanken finden — ein Engländer, den wir kennen, schrieb mir, Du seiest todt — —“

„Man hat mich öfters todt gesagt,“ erwiderte Kurt, dessen Züge ernst und streng geworden waren. „Gelegentlich erzähle ich Dir mein Leben. Es ist natürlich abenteuerlich genug. Dir ist es inzwischen gut ergangen. Goselitz scheint im besten Stande. Du bist zum zweiten Male verheirathet, wie ich höre. Eine schöne Dame, die ich neben Dir sah — wenn es Deine Frau war! Nun, mir ist es nicht so gut geworden. Ich habe nirgends Ruhe, nirgends eine Heimath gefunden. Eine Zeit lang war ich ein reicher Mann. Mein Geld stand bei einem Londoner Bankier. Als ich zurückkam, um es zu erheben —

ungefähr vor vier Wochen — hatte der Mann fallirt. Ich komme arm zurück..."

Der Baron hatte kein Auge von dem Bruder verwendet. Bei den letzten Worten war er etwas blasser geworden.

„Arm wenigstens insofern, als ich Selbsterworbenes nicht mehr besitze," fuhr Kurt fort, dessen Blick zuweilen den Bruder flüchtig streifte. „Im Uebrigen aber war mir, so viel ich weiß, Schönau verschrieben."

Baron Eberhard erröthete und erbleichte. Die weißen Finger seiner Hand zerknitterten den Zipfel des Rockes, den sie unwillkürlich gefaßt hatten. Er fand keine Worte. Wieder kam ihm ein Zufall zu Hülfe. Es klopfte. Der Baron ging nach der Thür und öffnete sie. Henri reichte ihm ein Blatt Papier in's Zimmer, mit den Worten: „Sehr eilig!"

Baron Eberhard überflog zuerst das Papier flüchtig, dann aber blickte er viel länger auf dasselbe, als nöthig war, denn es enthielt nur wenige Zeilen. Endlich gab er es Kurt. Dieser las:

„Herr Baron — der Herr, der jetzt mit Ihnen spricht, wurde gestern Abend als ein entsprungener Sträfling aus Sonnenburg hier eingeliefert und entfloh in der Nacht. Ich wollte Ihnen dies sogleich mittheilen — Sie lehnten jedoch eine Besprechung ab. Fallati."

„Ganz richtig!" sagte Kurt, als ihn Eberhard mit gefurchter Stirn anblickte. „Natürlich bin ich kein entsprungener Sträfling. Es war eine Verwechselnng, die ich nicht aufzuklären Lust hatte, ehe ich mit Dir gesprochen. Ich trug andere Kleider."

„Das ist aber doch sehr seltsam!" sagte der Baron. „Ich weiß wahrlich nicht . . . "

„Nun, das wird sich Alles aufklären," unterbrach ihn Kurt. „Ich wohne in Königswalde im „Braunen Roß", bisher unter dem Namen Kurt Gisbert, den ich natürlich nun ablege; heut

wollte ich Dir überhaupt nur einen kurzen Antritts-Besuch machen. Empfiehl mich Deiner Frau! Die Schritte wegen Schönau thun wir wohl gemeinschaftlich beim Gericht, falls nicht etwa . . . "

Der Baron schien seiner vollkommen Herr geworden. Die Zweifel, die in ihm aufgestiegen, hatten ihm seine Unbefangenheit wiedergegeben.

„Ich schreibe Dir darüber," sagte er schnell. „Also Kurt Gisbert — im „Braunen Roß." Indessen muß ich Dir schon jetzt sagen — es ist nicht meine Schuld — daß der Vater Dich von der Erbschaft — ausgeschlossen."

„Ausgeschlossen?" wiederholte Kurt schwer und langsam. „Heißt das enterbt? Und weshalb?"

„Ich weiß es nicht — ich war damals noch sehr jung," antwortete Eberhard schnell. „Indessen versteht es sich von selbst, daß Du — wenn — "

„Bist Du dessen sicher, was Du sagst?" unterbrach ihn Kurt. „Der Vater wird mich doch nicht deshalb enterbt haben, weil ich fortging — zum Theil durch seine Schuld. Das wäre ja wider alle Natur! Man muß mich verleumdet haben."

„Du glaubst doch nicht, daß ich die Rolle des Franz Moor gespielt?" erwiederte Eberhard verletzt. „Es existirt ein Dokument darüber, an dessen Abfassung ich sicher nicht betheiligt war."

„Nun, das möchte ich sehen!" rief Kurt, der aufgestanden war und ruhig, aber mit unverkennbarem Trotze vor dem Bruder stand.

„Das sollst Du!" antwortete Eberhard. „Wer ist da?"

Es hatte geklopft. Als der Baron heftig die Thür öffnete, sah er Fallati draußen im Gange. Er schien ihn zuerst heftig zurückweisen zu wollen, besann sich aber plötzlich und bat ihn einzutreten. Dann ging er hastig nach dem alten Schreibtisch, drückte an der geheimen Klappe und fuhr mit der Hand in das

geheime Fach. Er riß die einzelnen Rollen heraus, warf einen Blick auf den Inhalt, warf sie bei Seite, suchte weiter.

„Ich kann es jetzt nicht finden, es muß wo anders liegen!“ rief er dann und ohne daß er es wußte, war er todtenbleich geworden. „Wie gesagt, ich schreibe Dir darüber! Aber wo kann es denn sein — es lag hier, ich weiß es —“

„Nun, das hat nicht solche Eile!“ sagte Kurt ruhig. „Adieu Eberhard! Auf Wiedersehn!“

„Auf Wiedersehn! Ich komme hinüber nach Königswalde!“ rief ihm Eberhard nach, denn Kurt war schnell aus der Thür gegangen. Er blickte dem Davongehenden noch einen Augenblick nach. Dann kehrte er in das Zimmer zurück und warf sich erschöpft auf das Sopha.

„Auch gerade heut — wo mir der Kopf brennt, wo ich wie im Fieber bin!“ rief er vor sich hin. Fallati beobachtete ihn mit einem fast lauernden Blick. „Was wollen Sie, Herr Inspektor? Was giebt es?“

„Der Müller ist draußen — er wünschte wegen der Pacht Bescheid zu haben.“

„Jetzt nicht, habe keine Zeit!“ antwortete der Baron. „Denken Sie sich, Fallati . . . .“

Der Baron wollte offenbar seinem Herzen Luft machen, besann sich aber plötzlich. Es war nicht seine Art, irgend einem seiner Untergebenen Vertrauen zu schenken.

„Erlauben mir der Herr Baron, daß ich eine ausführlichere Erklärung zu meiner kurzen schriftlichen Mittheilung gebe?“ fragte der Inspektor.

„Ja wohl, ich bitte Sie darum!“ rief der Baron, stand auf und leerte hastig sein Glas Wein.

Fallati erzählte. Der Baron hörte nur mit halbem Ohr. Sein Blick ruhte, wie von einer dämonischen Macht gefesselt, auf dem geheimen Fach, das er wieder geschlossen.

„So! So!“ rief er dann. „Und was meinen Sie?“

„Was kann ich meinen?“ antwortete Fallati. „Es scheint ja in der That Ihr Herr Bruder zu sein.“

„Gewiß ist er das, es ist Kurt!“ rief der Baron.

„Täuscht Sie keine Aehnlichkeit? Man hat derartige Fälle . .“

„Nein, nein, er ist es! Und doch! Freilich — “

Der Baron war in einer Aufregung, wie sie Fallati nie an ihm bemerkt.

„Handelt es sich vielleicht um eine Erbschaft?“ fragte der Inspektor ruhig.

„Nein. Mein Bruder war enterbt — aber ich suchte das Dokument — nicht um es gegen ihn anzuwenden — er ist ja mein Bruder! Aber ich habe ihn seit mehr als zwanzig Jahren nicht gesehen — was kann aus ihm geworden sein — welche Stellung hat er eingenommen — — “

„Ich würde dem Herrn Baron rathen, in jeder Beziehung vorsichtig zu sein,“ sagte Fallati. „Das Dokument muß sich finden.“

„Ja, das Dokument!“ stöhnte der Baron. „Ich muß es suchen, sogleich. Herr Fallati“ — dabei starrte er den Inspektor mit großen, fast irren Blicken an — „es handelt sich um Schönau!“

„Aber ich verstehe Sie nicht, Herr Baron,“ sagte der Inspektor ganz kühl und ruhig. „Sie müssen doch die Dokumente kennen und besitzen, Schönau ist Ihnen doch rechtskräftig zugesprochen worden —“

„Freilich, freilich!“ rief der Baron, sich wieder zur Ruhe zwingend. „Aber es war ein Vorbehalt dabei. Mein Bruder galt notorisch für todt — man nahm es allgemein an — deshalb erkannte mir das Gericht Schönau zu — vorbehaltlich der Rechtsansprüche, die etwaige Erben des Bruders oder der Bruder selbst erheben könnten, wenn er zurückkehre — denn es stand nicht fest, ob nach unsern Familien-Gesetzen der Vater den Sohn

ohne triftige Gründe enterben könne, und das Gericht nahm den Makel, der auf Kurt lasten solle, nicht als erwiesen an."

„Nun, so werden Sie sich ohne Zweifel gütlich mit Ihrem Herrn Bruder einigen," sagte Fallati.

„Gütlich — wenn das Dokument fehlt?" rief der Baron heftig. „Welchen Beweis kann ich führen? Von den Richtern, die mir damals allerdings unter Vorbehalt den Besitz von Schönau zusprachen, lebt kein einziger mehr. — — Doch, ich vergesse mich! Das Dokument muß sich ja finden, ich bin in meinem Rechte, und auf keinen Fall soll mein Bruder, wenn er nur irgend der Theilnahme würdig ist, Noth leiden. Ich bin zu hitzig — der Gedanke übermannte mich."

„Ich sehe in der That nichts Bedrohliches," sagte der Inspektor. „Zur Anstellung einer Klage würde auch viel Geld gehören und es kommen dabei viele Umstände in's Spiel — die lange Abwesenheit, Verlust des Bürgerrechts — was weiß ich Alles! — Die Juristen würden das schon herausfinden. Freilich, wenn das Dokument fehlte —!!" —

„Bitte, lassen Sie mich allein!" sagte der Baron erschöpft. „Ich bedarf einiger Ruhe."

Der Inspektor verbeugte sich tief und ging. Baron Eberhard blieb allein. Aber er widmete diese Einsamkeit nicht der Ruhe. Er durchsuchte das Schreibpult, das Zimmer. Und doch wußte er, daß er das wichtige Dokument nur in dem geheimen Fache aufbewahrt. Endlich hörte er auf zu suchen. Der Kopf, die Augen brannten ihm. Er hatte während des Suchens die Flasche Wein geleert. Abgespannt, mit betäubtem Kopf warf er sich auf das Sopha.

„Ich wäre verloren!" stöhnte er. „Verloren!"

III.

Die Natur kümmert sich nicht um gequälte Menschenherzen, und während Baron Eberhard von Goselitz in dumpfer Betäubung vor sich hinstarrte und sich fragte, ob dieser Mann, der mit ihm unter demselben Herzen gelegen, ihn vielleicht ruiniren, zu einem armen Manne machen werde, lachte der Himmel draußen in heiterster Bläue, schimmerte der Park im frischesten Grün, dufteten Flieder und Weißdorn und lauschte hier und dort schon eine Rose aus dem saftigen Grün hervor.

Die „kleine“ Gesellschaft — zu der auch noch der ziemlich hoch aufgeschossene Paul und Elise von Bostorff gerechnet wurden — spielte im Park. Paul, von der Stiefmutter wenn auch nicht gerade vernachlässigt aber doch mit einer gewissen Gleichgültigkeit behandelt, war der Liebling seiner beiden kleinen Stiefschwestern. Er ließ sie auf seinem Ponny reiten, jagte sich mit ihnen herum, machte ihnen Spielzeug aller Art. Paul war überhaupt ein guter Junge. In der Schule ging es nicht sonderlich mit ihm vorwärts. Daran hatte aber vielleicht die Tante Schuld, in deren Hause er lebte und die sich nicht im mindesten darum kümmerte, wie er seine häusliche Zeit verwandte. Daß Reiten und Schießen einem auf dem Lande geborenen Knaben mehr zusagten, als Vokabeln-Lernen und schriftliche Arbeiten, war überhaupt nicht zu verwundern, vor Allem, wenn ihm die rechte Leitung fehlte. Der Vater kümmerte sich auch nicht viel darum; er war selbst kein „Gelehrter“ und im Schlosse Goselitz gab es außer einigen Doktor- und Thierarznei-Büchern, Modejournalen und Romanen für die gnädige Frau nicht viel Gedrucktes. Mehr hielt er darauf, daß Paul sich im ächten Kavalier-Ton vervollkommne, und dazu war die steife, vornehme Tante in Berlin — die Schwester der ersten Frau — eine durchaus geeignete Dame. Mit den Kenntnissen eines vierzehn-

jährigen Knaben verband Paul die Tournüre eines bedeutend älteren Jünglings. Die Form gilt ja bei vielen derartigen Familien als das einzige Unentbehrliche.

Wenn aber Paul auch kein großes Licht war, so hatte ihn doch Jeder gern. Er war ein offener, freier und dabei hübscher Junge. Seinem Vater glich er nicht; das lange, schmale, feine Gesicht mit den großen etwas träumerischen braunen Augen, der leicht gebogenen Nase und dem klassisch geformten Munde hatte er von der Mutter geerbt. Ob er Energie besitze, hatte sich bis jetzt noch nicht erkennen lassen. Es lag etwas Schlaffes in seinem Wesen — aber das findet man häufig bei Knaben in seinem Alter, die schnell emporgeschossen sind.

Paul hatte in aller Eile ein Paar große Ziegenböcke vor einen kleinen Wagen gespannt und fuhr seine beiden Schwestern im Park spazieren. Elise von Bostorff ging mit dem glücklichsten Gesicht nebenher. Sie besaß keine Brüder. Paul war der einzige Knabe, den sie öfters — als er noch nicht nach Berlin zur Tante gegangen — gesehen und sie hatte ihm ihre ganze kindliche Zuneigung zugewandt. Auch Kinder haben ihre Ideale und zwölfjährige Mädchen träumen zuweilen von der Seligkeit, mit dem Gegenstande ihrer stillen Neigung einst Arm in Arm gehen zu können, wie die ältere Schwester mit ihrem Bräutigam.

Ob Paul diese Sympathie erwiderte, ließ sich nicht gut erkennen, denn er behandelte Elise, wie es auch nicht anders sein konnte, nur als Kind, als eine Art jüngerer Schwester. Damit schien sich aber Elise vollkommen zu begnügen, sie war überhaupt schon vollkommen zufrieden, wenn sie in Paul's Nähe war und voll süßen Schauders hören konnte, wie ihm neulich beinahe das Pferd durchgegangen, oder wie ihm ein Strolch auf dem einsamen Felde begegnet, oder ihm zusah, wie er auf einen Baum kletterte, oder über einen Graben sprang oder an

einem Ast gewagte Turner-Kunststücke machte, wobei sie freilich meist Todesangst ausstand. Andere jedoch mochten diese kindliche Zuneigung bemerkt haben und heimlich unterstützen wollen, denn Herr von Bostorff galt für einen halben Millionär und hatte nur zwei Töchter, von denen die älteste sich am vergangenen Tage verheirathet hatte. Elise war also eine der besten Partieen in der Umgegend und ganz ohne Absicht hatte die Baronin Frau von Bostorff nicht so zärtlich gebeten, ihr doch das „allerliebste Kind" auf einen Tag mit nach Goselitz zu geben. Sie wünschte, daß Paul sobald als möglich eine reiche Partie machen möge. Dann konnte es Niemand auffällig finden, wenn ihr und ihren Kindern Schönau verschrieben würde.

Auch die stattlichsten Ziegenböcke werden einmal langweilig. Clara und Sidonie wollten nicht mehr fahren und Paul schickte das Zweigespann mit einem Gärtnerburschen nach dem Schlosse zurück. Es war etwas heiß geworden und die Kinder saßen zusammen auf einer Bank; Elise wand Kränze, Paul war etwas nachdenklich geworden, denn er dachte an das Abenteuer der letzten Nacht und an seinen Onkel Kurt. Da hörte man leichte und schnelle Tritte auf dem Kiesgange und Betty Lehnert tauchte zwischen dem Gebüsch auf.

Sie war einfach gekleidet, nicht besser wie ungefähr ein Hausmädchen, das etwas auf seinen Anzug halten muß — ein helles Sommerkleid, ein Ledergurt, ein Schnürchen mit einem Kreuz um den Hals, knappe Lederstiefelchen, weiter nichts. Aber dieser Gestalt und diesem Gesicht stand Alles gut. Jüngere Leute, denen ja, wie sie glauben, die ganze Welt noch offen steht und die nichts schön genug finden können, würden in ihr wahrscheinlich nur ein Mädchen vom Lande, ein unreifes Ding gesehen haben. Um so mehr hätte jeder Praktikus diese schwellende Knospe zu würdigen gewußt, die eine einzige laue

Sommernacht zur Blume entfalten konnte. Sah man genauer zu, so waren die Lippen vielleicht ein wenig zu voll, die Nase ein wenig zu stark, die Haut ein wenig zu sehr kolorirt — aber das Ganze, diese vielversprechende Formenbildung bei dem Schmelz der ersten Jugend, machte einen seltsam verlockenden Eindruck. Es war die „giovin principiante“ des Don Juan, wie sie leibt und lebt.

Betty war offenbar schnell gegangen, die jugendliche Brust hob sich unter hörbaren Athemzügen und die weißen Zähne blitzten durch die halbgeöffneten vollen Lippen. Alles an ihr war frisches, mächtig pulsirendes Leben.

„Fräulein Elise, Fräulein Clara und Fräulein Sidonie, Sie sollen schnell zur Frau Baronin kommen!“ rief Betty, und dabei fiel ihr Blick etwas kalt, ja selbst mißgünstig auf Elise, die ihren Kranz wand.

„Gut,“ antwortete Elise aufstehend. „Paul, willst Du mir die Blumen tragen?“

„Paul kann Sie nicht begleiten, gnädiges Fräulein,“ sagte Betty kurz. „Er soll mir helfen, nach Lady suchen, die in den Park gelaufen ist.“

„Da wollen wir auch helfen!“ riefen Clara und Sidonie.

„Sie sollen sogleich zur gnädigen Frau Mama kommen!“ antwortete Betty so fest, bestimmt und selbst drohend, wie die best einexercirte Gouvernante.

Man merkte es, diese Betty hatte ihren eigenen Willen und die Kinder schienen bereits daran gewöhnt, demselben zu folgen. Sie gingen mit Elise, die ein wenig verstimmt schien, nach dem Schlosse zu.

„Komm, Paul!“ rief Betty laut — so daß es Elise hören konnte und hören mußte — „nun wollen wir tüchtig laufen. Lady muß auf jener Seite sein!“

„Aber ich habe ja Lady vorhin mit dem Gärtnerburschen nach dem Hof gehen sehen!“ sagte Paul.

„Komm!“ rief Betty und sie rannte voran — wie eine Nymphe flog sie über die glatten Kiesgänge. Kaum konnte ihr Paul folgen.

Als sie in eine Allee gekommen war, deren dichtbelaubte Linden kaum einen Sonnenstrahl durchließen, stand sie still. Die Brust wogte ihr hoch.

„Fühle wie mein Herz klopft!“ sagte sie und nahm seine Hand und legte sie auf ihr Herz.

„Ja, weshalb rennst Du denn auch wie wahnsinnig?“ sagte Paul unbefangen. „Was willst Du denn eigentlich?“

„Ich wollte Dich etwas fragen,“ antwortete sie. „Aber laß mich erst Luft schöpfen. Komm!“

Sie hielt noch immer seine Hand fest und zog ihn mit sich in einen Laubgang, den das hohe Gebüsch vollkommen überragte. Es war der einsamste, dunkelste Theil des Parkes. Dort befand sich tief im Gebüsch eine kleine eiserne Bank. Es konnten aber nur zwei Personen eng neben einander darauf sitzen. Die Bank hieß bei den Schloßleuten „die Liebes-Bank.“ Manches Pärchen war hier schon mit oder ohne Absicht überrascht worden.

„Ach, wie das schlägt!“ sagte Betty, sich mit der Hand die Brust drückend und tief athmend. „Aber nun ist es schon besser. Ja, Paul, ich wollte Dich fragen — im Schlosse ist etwas vorgefallen und das scheint im Zusammenhang zu stehen mit dem Manne, den gestern Abend Wachtmeister Benecke brachte.“

„Was ist denn vorgefallen?“ fragte Paul etwas verlegen. „Ich weiß von nichts.“

„Nun also!“ erwiderte Betty. „Als Dein Vater und Deine Mutter zurückgekommen waren — gleich nachdem Du auf den Hof geritten — während Du im Pferdestall warst —

kam ein Fremder zu Pferde auf den Hof. Ich erkannte ihn sogleich. Es war derselbe Mann, den Benecke gestern Abend brachte und der in der Nacht entwischt ist. Aber er sah ganz anders, viel feiner, viel stattlicher aus. Er wollte Deinen Vater sprechen und der Herr Baron nahm ihn auch an, obwohl er sehr müde war. Henri erzählte, die Beiden hätten sehr lebhaft gesprochen und sich Du genannt. Dann ging der Fremde fort. Ich hatte gerade nichts weiter vor und stand auf der Treppe zum Hof. Wie der Fremde aussah — nein, ich kann es Dir nicht beschreiben! Die Augen blitzten ihm — wahrhaftig, es war mir, als sähe ich Blitze darin! — auch mich sah er mit einem solchen Blick an. — Lebt Deine Mutter noch? — fragte er mich ganz hart und streng. — Ich weiß es nicht, antwortete ich. — So kümmre Dich darum! sagte er barsch. Du gehörst zu Deiner Mutter und nicht zu den Faullenzern hier auf dem Schloß. Damit ging er. Nun, ich war wohl einen Augenblick erschrocken, aber das hält bei mir nicht lange vor. Ich dachte, was geht Dich der an und was gehst Du ihn an! Er hat Dir nichts zu befehlen! Aber das mit meiner Mutter fuhr mir doch durch den Kopf. Es ist wahr, ich weiß eigentlich nicht genau, ob sie todt ist. Ich ging darüber in meine Kammer. Da hörte ich, daß die Frau Baronin rief und als die Kammerfrau nicht sogleich kam, rannte ich zu ihr und fragte, was sie verlangte. Sie wollte frisches Wasser haben. Als ich zurückkam mit der Caraffe, stand die Frau Baronin in der Thür und der Inspektor sprach mit ihr. Ich sah, daß sie sehr bleich war; der Inspektor aber hatte blitzende Augen, wie ich sie noch nicht an ihm gesehen — ähnlich, wie der Fremde, und doch ganz anders. Ich hörte ganz deutlich, wie sie sagte: der Bruder meines Mannes? — Ja, antwortete der Inspektor, und der Herr Baron kann das Dokument nicht finden."

Betty hatte sehr hastig gesprochen, jetzt hielt sie erschöpft

inne. Paul hatte die Augen niedergeschlagen. Er verstand von alle dem nichts weiter, als daß von dem geheimnißvollen, selbst unheimlichen Oheim die Rede war, den er in der Nacht gesehen.

„Darauf, als sie mich sahen,“ fuhr Betty fort, „machte die Frau Baronin dem Inspektor ein Zeichen und er ging. Die Frau Baronin —“

„Warum sagst Du nicht meine Mutter?“ unterbrach sie Paul.

„Du Narr, ist sie denn Deine Mutter?“ fragte Betty.

„Nein, aber ich muß sie als Mutter betrachten und lieben,“ antwortete der Knabe.

Das Mädchen lachte kurz auf.

„Wie Du willst!“ sagte sie. „Ihr möchte es wohl lieber sein, wenn Du nicht da wärest! Also die Frau Baronin ging einige Male im Zimmer auf und ab. Sie sah etwas blaß aus, gerade so, wie damals, als die Pferde mit dem Wagen durchgingen, in welchem Clara und Sidonie ganz allein saßen. Als sie mich bemerkte, sagte sie: Geh! und ich ging. Aber ich schlich mich drüben in das Zimmer Deiner verstorbenen Mutter, das jetzt als Fremdenzimmer für die Damen dient, die auf Besuch kommen. Dort hängt ein kleines Bild, Du weißt — Dein Vater und Dein Onkel Kurt, den sie todt sagen — ich sah mir das Bild an, und nun weiß ich: der Fremde ist Dein Onkel!“

Paul antwortete nicht. Das schien dem Mädchen überraschend zu sein. Errieth ihr jugendlicher Scharfsinn, daß Paul bereits wisse, was sie ihm mitgetheilt? — er hätte sonst erregter sein müssen.

„Nun, das wundert Dich gar nicht?“ fragte sie.

„Gewiß — wundert es mich!“ antwortete der ehrliche Junge mit dem verlegensten Gesicht. „Aber ich werde ja Alles erfahren.“

„Was ist es mit dem Dokument?“ fragte Betty.

Paul athmete fast auf, als er diese Frage der Wahrheit gemäß beantworten konnte: „Ich weiß es nicht.“

„Ich denke mir, das muß etwas Besonderes sein,“ sagte Betty. „Denn ich hörte Henri erzählen, Dein Vater sei ganz krank und wollte Niemand sehen. Wie ich aber nachher an seiner Thür vorbei kam, hörte ich, daß er sehr laut sprach und zwar mit Friedrich. — Ich bin bestohlen worden, sagte er. Einer aus meinem Hause hat mich verrathen. Ein Dokument ist fort, ist aus dem geheimen Fach entwendet. Ich werde erfahren, ob irgend Jemand während meiner Abwesenheit in meinem Zimmer gewesen ist. Es muß einen Nachschlüssel geben.“

Dieses Mal war es um Paul's Fassung geschehen. Er wußte ja, daß ein Fremder — freilich welch' ein Fremder! — im Zimmer des Vaters gewesen. War da etwas gestohlen worden? War der Oheim ein Dieb? Handelte es sich um einen großen Verlust? Es ward ihm sonderbar zu Muthe. Er sprang auf. Er hatte nur das eine Bedürfniß, zu dem Vater zu eilen und ihm Alles zu sagen.

Und doch blieb er. Eines jener wunderbaren Gefühle, über die sich Niemand klar zu werden vermag, hielt ihn zurück. Paul liebte seinen Onkel, liebte den Mann, den er nur das eine Mal gesehen und der ihm so viel Schrecken eingeflößt. Seine Natur war etwas verschlossen, romantisch, sehnsüchtig in das Ferne schweifend. Er las nicht allzuviel, aber Reisen-Abenteuer, Kriegs- und Räubergeschichten hielten ihn manche Nacht wach. Und er hatte mehr von diesem Onkel gehört, als der Vater vermuthete. In den Gesindestuben, in den Kämmerchen der Diener wird viel geplaudert und oft sitzt so ein Knabe dabei, den man schlafend glaubt oder an den man überhaupt nicht denkt. Was Paul von seinem Onkel Kurt gehört, hatte ihn mit einem ge-

heimen, aber süßen Grauen erfüllt. Ein Taugenichts — Dichter — Liebschaft mit dem Kammermädchen — Trotz gegen den Großvater — hinein in die weite Welt — Seeräuber — verschollen: das Alles hatte sein junges Herz mit mystischem Zauber berührt, und der abwesende, todte Onkel, von dem im Schlosse fast nie gesprochen wurde, hatte die Gedanken des Knaben mehr beschäftigt, als irgend Jemand ahnte. Ein gereifter Mann würde den Knaben allerdings einen Narren gescholten haben, hätte ihm derselbe gesagt, er halte seinen Onkel für unfähig zu einer Schandthat. Und doch war es so. Paul glaubte nicht daran, daß Onkel Kurt etwas Schlechtes gethan habe; er hatte ja auch nur die Bilder der Großeltern sehen wollen. Und doch — durfte er dem Vater verheimlichen, was er wußte?

Der Kopf brannte ihm; er blickte bald auf Betty, bald vor sich hin, mit dem starren, todten Blick eines Geistesabwesenden. Paul liebte seinen Vater, aber er war nicht gewöhnt, ihm zu vertrauen. Sicher liebte auch Baron Eberhard seinen Sohn, aber auf seine eigene Art. Er hatte sich in den letzten Jahren wenig um ihn gekümmert. Der Baron war kein Gefühlsmensch und hielt es außerdem für männlich, ein Gefühl, wenn es ihn beschlich, nicht zu zeigen. Seine erste Frau hatte er geheirathet, weil sie angenehm, schön und reich war. Die zweite Frau liebte er wirklich; er hatte sie heiß begehrt, in seiner allerdings etwas schroffen Weise zärtlich umworben. Seit sie ihn mit zwei lieblichen Mädchen beschenkt, hatte er seine Aufmerksamkeit fast nur diesen zugewendet. Paul lebte bei der Tante, war der zukünftige Erbe von Goselitz, vermuthlich auch der Erbe der Tante — für den war also hinreichend gesorgt! Es freute ihn, wenn Paul gut ritt und tanzte, sich in kavaliermäßiger Weise bewegte, aber das war auch Alles.

Nicht genug für Paul, dessen Herz liebebedürftig war, der sich nach Vertrauen sehnte! Kinder beobachten scharf genug.

Paul fühlte, daß sein Vater weniger für ihn empfinde, als für Clara und Sidonie. Auch die Tante in Berlin sprach zuweilen mit einiger Geringschätzung von dem Baron; sie schien ihm die Heirath mit Valeska von Morinsky nicht zu verzeihen, denn sie hatte ihre ältere Schwester aufrichtig geliebt und glaubte, dieselbe sei nicht ganz glücklich gewesen. Vielleicht bemerkte sie auch, daß Baron Eberhard die stolze, aber arme Beamtentochter mehr liebte, als seine erste Gattin. Genug, es fehlte zwischen dem Vater und Paul jenes herzinnige Band, das aus der Blutsverwandtschaft die edelste und höchste aller Zuneigungen macht. Hätte Paul gesehen, daß Onkel Kurt das Dokument entwendet, so würde er es allerdings gesagt haben. Aber ihn eines solchen Verbrechens bezüchtigen, ohne seiner Sache sicher zu sein, das schien ihm unedel. Und da er selbst an die That nicht glaubte, so wollte er auch nicht andeuten, daß Onkel Kurt sie verübt haben könne.

Dennoch schwankte er und Betty las längst auf seinem Gesicht, daß er mehr wisse, als er sagen wolle.

„Was hast Du denn, Paul?“ sagte sie. „Du bist ja ganz außer Dir?“

Dieses Du war im Schlosse selbst oder wenigstens in Gegenwart der Eltern nicht erlaubt. Um so mehr Vergnügen fand das wilde Mädchen daran, es im Geheimen zu gebrauchen.

„Ach Gott, ach Gott!“ seufzte Paul. „Wenn ich nur wüßte, was ich thun soll!“

„Wenn Du mir sagst, was Du hast, so kann ich Dir vielleicht rathen!“ sagte Betty.

Knaben lassen sich oft bis auf's Blut peitschen, ehe sie dem Vater oder dem Lehrer eine That eingestehen, die sie dem ersten besten Busenfreunde und Spielkameraden längst mitgetheilt haben. Sie wollen nicht *gestehen*, aber sie haben das Bedürfniß, ihr Herz in ein befreundetes auszuschütten. So sprach denn

auch Paul und er erzählte Alles, was er in der Nacht erlebt. Betty horchte sehr aufmerksam zu; sie schien um einige Jahre älter, so überlegend und gesammelt war der Ausdruck ihrer Züge.

„Und Du glaubst, Dein Onkel könnte etwas fortgenommen haben, was ihm nicht gehört?" fragte sie dann.

„Nein — ich glaube nicht — und doch . . ."

„Nein, er hat es nicht gethan!" sagte Betty scharf und streng. „Thorheiten! Er hat die Bilder seiner Eltern sehen wollen — gewiß! Jedenfalls wirst Du nicht eher davon sprechen, als bis Du mußt, bis Du gefragt wirst. Was soll er von Dir denken, wenn Du plauderst? Er hat es Dir ja verboten. Er muß glauben, Du wärest ein Schwätzer."

„Und doch muß man irgend etwas ahnen," sagte Paul. „Der Inspektor fragte mich heut Morgen mehrmals so eigenthümlich . ."

„Gerade deshalb!" unterbrach ihn Betty. „Dem mußt Du keinen Gefallen thun."

„Weshalb denn nicht?" fragte Paul verwundert. „Er ist immer freundlich gegen mich."

„Na, das wirst Du noch erleben!" rief das Mädchen. „Doch genug — Du sprichst nicht darüber. Ich verbiete es Dir!"

Sie sah stolz, fast drohend aus bei diesen Worten. Was ging in dem Mädchen — in dem Kinde, würde der Unerfahrene gesagt haben — vor? Wenig und doch viel. Sie wußte, daß Baron Kurt ihre Mutter geliebt, daß er sie heirathen wollen — genug, um den Fremden für sie zu einer wichtigen Person zu machen. Und dann hatte sie gesehen, daß die Baronesse bestürzt, erschreckt gewesen Betty liebte ihre Herrin nicht — weshalb, wußte sie wohl selber kaum. Aber es war so, und Alles, was der Baronin unlieb war, berührte sie angenehm. Sie handelte unbewußt mit dem Instinkt, der auch dem jüngsten weiblichen Wesen innewohnt.

„Verbieten?“ fragte Paul lachend. „Wie kommst Du zu einem solchen Wort?“

„Nun ja, Du sollst es nicht!“ rief sie. „Du mußt thun, was ich will. Wenn Du mir versprichst, daß Du schweigen willst, so gebe ich Dir einen Kuß.“

„Einen Kuß? Ich will gar keinen Kuß von Dir haben!“ rief Paul laut lachend.

„So? Die Elise hat es Dir wohl verboten?“ fragte Betty und ihr Gesicht färbte sich mit einem dunklen Roth.

„Die Elise? Welche?“

„Nun, die Bostorff!“ rief Betty.

„Ich verstehe Dich nicht,“ sagte Paul ganz ernsthaft. „Weshalb sollte mir Elise verbieten, Dich oder irgend Jemand zu küssen?“

„Weil ...“

Aber sie sprach nicht weiter. Welches Mädchen wird etwas verrathen, was derjenige, auf den sie eifersüchtig ist, selbst noch nicht ahnt? Sie wußte recht gut, daß Elise den Knaben gern hatte. Aber wenn er es nicht ahnte — desto besser!

„Du willst mir doch nicht vorreden, daß Du Elise noch nicht geküßt?“ fuhr sie dann hastig fort.

„Das ist mir nie im Traume eingefallen!“ antwortete Paul, der gar nicht wußte, woran er war.

„Du willst mir wohl aufreden, Du hättest überhaupt noch Niemand geküßt?“ fragte Betty, ihre Befriedigung unter einem spöttischen Lächeln verbergend.

„O ja, den Vater, die Mutter, die Tante, die Schwestern; aber wie sollte ich denn dazu kommen, Elise Bostorff zu küssen?“

„Nun, ich dachte nur!“ antwortete Betty kurz. „Es ist freilich ein dummes, albernes Ding.“

„Das ist sie gar nicht!“ wandte Paul lebhaft ein. „Sie ist in manchen Dingen klüger, wie ich.“

Betty sah ihn mit einem Blicke an, als wolle sie sagen: Dazu gehört nicht viel.

„Sie versteht besser Französisch und ich glaube, sie weiß auch mehr Geographie wie ich!" fuhr Paul fort.

„Na, das glaube ich schon, sie hat ja auch weiter nichts zu thun, als solch' dummes Zeug zu lernen," sagte Betty verächtlich. „Aber daß Du mir vorreden willst, Du hättest Niemand geküßt — ich meine ein Mädchen — auch nicht in Berlin — das ist stark!"

„Nein, auf mein Wort, Betty!" rief Paul. „Wie käme ich denn dazu?"

„Wie man dazu käme? Nun zum Beispiel jetzt!" antwortete Betty. „Versprich mir, nichts von Deinem Onkel zu sagen, und ich gebe Dir einen Kuß."

„Versprechen will ich es Dir — auch ohne Kuß!" sagte Paul lachend. „Was hätte ich denn davon? Dem Wilhelm schien es freilich sehr darum zu thun zu sein —"

„Wer ist Wilhelm?" fragte Betty.

„Der Diener meiner Tante," antwortete Paul. „Wo der nur die Karoline sieht und wenn er meint, ich bemerke es nicht, da küßt er sie."

„Es muß ihm wahrscheinlich doch gut schmecken," sagte Betty und in ihren Augen schien es zu lachen und zu tanzen. „Versuch' es einmal!"

Sie legte ihm die Hände über die Schultern und spitzte die Lippen. Paul lachte noch, aber es war ihm doch plötzlich eigen zu Muthe. Er wollte etwas sagen, aber der Athem fehlte ihm. Die kirschrothen Lippen näherten sich den seinen — er wollte den Kopf abwenden, aber sie hielt ihn fest. Eins fiel ihm plötzlich ein: daß der Onkel auch von der Betty gesprochen; vorher hatte er das vergessen, hatte überhaupt den ganzen Tag über nicht mehr daran gedacht — aber es war zu spät. Die

Lippen ruhten auf den seinen, nur wenige Sekunden, aber es war eine Sprache in diesen Lippen, die er auf den seinen fühlte, wie er sie bis dahin nicht vernommen.

„Nun hast Du es doch gethan!“ rief sie, ihn plötzlich loslassend und aufspringend. „Du hast mich eher geküßt, wie die Elise. Und wenn Du die küssen solltest — Du, Paul, ich wäre böse, sehr böse!“

Ihre Augen schienen dunkler geworden zu sein — das tiefe Roth, das zuletzt ihre Wangen überzogen, erbleichte — sie erhob drohend die Hand gegen ihn. Dann wandte sie sich plötzlich ab und eilte davon.

Paul sah ihr ganz betäubt nach. Er wußte nicht recht, wie ihm geschehen. Aber im Grunde war ihm die Sache doch ziemlich gleichgültig — eine Eulenspiegelei von dem tollen Mädchen! Freilich, das begriff er jetzt, daß der Wilhelm und die Karoline nicht so ganz Unrecht hätten. Anders war ihm bei diesem Kuß zu Muth gewesen, als bei einem, den er je bisher gegeben oder genommen, und unwillkürlich ging es ihm durch den Sinn, wie das sein müsse, wenn er Elisens Lippen berühre.

Aber das waren flüchtige Gedanken, die bald darauf von der Erinnerung an den Onkel Kurt verdrängt wurden. Die Seele des Knaben war noch rein — das flüchtige Gift, das ihm die blondlockige, rosenwangige Schlange dargereicht, drang nicht in Fleisch und Blut.

Als er zum Schloß zurückkehrte, hatte er den Zwischenfall fast vergessen; nur das war ihm im Gedächtniß geblieben, daß er versprochen, den Oheim nicht zu verrathen. — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Es war heut ein stiller Nachmittag auf Goselitz. Der Baron und die Baronin waren nicht zu Tisch gekommen. Fallati machte sich auf dem Hofe und in den Wirthschaftsgebäuden zu

schaffen; es schien, als wolle er für alle Fälle in der Nähe sein. Sein Wesen hatte heut etwas eigenthümlich Frisches, Elastisches, das selbst den Leuten auffiel.

„Man sollte meinen, der hätte heut eine gute Nachricht erhalten!“ flüsterten sie sich zu. „Und doch muß auf dem Schlosse nicht Alles in Ordnung sein.“

Das Gerücht von dem Erscheinen des todt geglaubten Barons Kurt war noch nicht über das Schloß hinaus gedrungen. Friedrich und Henri hielten es nicht für passend, mit den Leuten vom Hofe zu plaudern. Aber diese Leute haben auch ihre Augen, machen sich auch ihre Gedanken zurecht; sie erriethen, daß Etwas vorgefallen sei, und in den Spätnachmittagsstunden verbreitete sich denn auch die wunderbare Mähr von dem Wiedererscheinen des Barons Kurt. Er war bei dem Bauern im Dorf gewesen, dessen Knaben er damals gerettet, hatte sich demselben zu erkennen gegeben, seinen Besuch für einen der nächsten Tage versprochen und war nach Königswalde geritten, über Schönau. Auch das erfuhr man, daß er mit dem Gefangenen vom vorigen Abend ein und dieselbe Person sei. Kein Wunder, daß der Baron, als er am Fenster erschien — er wußte selbst nicht, wie bleich er aussah! — nur verwunderte, geheimnißvolle Gesichter sah, die ihn bald wieder zurücktrieben.

Ja, er mußte seiner Frau Alles sagen! Was die Leute auf dem Hofe wußten oder ahnten, konnte der Baronin nicht länger verschwiegen bleiben, so schwer, entsetzlich schwer es ihm auch ankam!

Er ließ anfragen, ob die Frau Baronin zu sprechen sei. Die Antwort lautete, wie in den meisten Fällen, bejahend. Als er zu ihr in's Zimmer trat, fand er sie auf dem Sopha sitzend und lesend. Sie wollte ihn natürlich nicht merken lassen, daß sie bereits von Fallati im Allgemeinen unterrichtet sei.

Der Baron war ernster, auch weicher gestimmt, als sonst.

Er setzte sich zu ihr, nahm ihre Hand und sagte ihr, daß er eine Nachricht bringe, die sie überraschen werde, doch möge sie sich durch dieselbe nicht erschrecken lassen. Dann erzählte er, daß sein todt geglaubter Bruder Kurt zurückgekommen, fügte jedoch noch keine Schlußfolgerungen an diese Mittheilung.

Die Baronin schien überrascht, jedoch nicht unangenehm.

„Ich werde ihn also in den nächsten Tagen sehen,“ sagte sie. „Ist er reich, ist er arm? In welchen Verhältnissen tritt er auf?“

„Er sagte mir, daß er reich gewesen, daß aber sein Bankier in London vor vier Wochen fallirt habe.“

„Nun, das ist wohl ein Mährchen!“ meinte die Baronesse mit einem Achselzucken. „Die Fallissements spielen bei den früher reichen Leuten immer eine große Rolle. So wird es also das Beste sein, Du setzest ihm einen Jahrgehalt aus. Oder hat er Ansprüche an Deine Familie?“

„Du meinst: an uns?“ sagte der Baron. „Nun, laß Dir erzählen. Weshalb er fortgegangen, weißt Du?“

„Ja, eine Liebelei mit der Mutter der Betty, Heirathsideen und dergleichen.“

„Ja, der Vater aber bereute seine Strenge bald und that Alles, ihn wiederzufinden,“ fuhr der Baron fort. „Endlich kamen jedoch so trübe Nachrichten über Kurt, daß der Vater ihn ganz aufgab, ihn enterbte. Kurt sollte unter die chinesischen oder malaischen Seeräuber gegangen sein. Genug, der Vater enterbte ihn, ließ ihm nur das Pflichttheil, das auf dem Gericht in Königswalde deponirt ist.“

„Nun also!“ unterbrach ihn die Baronesse aufathmend.

„Dennoch ist die Sache damit nicht ganz in Ordnung,“ fuhr der Baron fort. „Das Dokument, in welchem die Enterbung ausgesprochen war, hätte auch gerichtlich deponirt sein müssen; es existirte jedoch nur das eine Exemplar, das in unserm

Hause befindlich. Der Vater war gestorben, ehe er das zweite Exemplar gerichtlich deponirte. Ich glaube sogar, der Vater wollte kein zweites Exemplar machen und selbst das erste zurücknehmen."

„Mein lieber Freund, in solchen Sachen glaubt man nicht," sagte die Baronin kühl, „sondern man hält sich an die Thatsachen. Die ganze Erbschaft ist Dir ja gerichtlich zugesprochen."

„Freilich, aber unter Bedingungen," antwortete Eberhard. „Das Gericht nahm an — nachdem verschiedene Aufrufe in Bezug auf Kurt erfolglos geblieben und ein englisches Blatt die Nachricht gebracht hatte, unter den bei einem Gefecht in den chinesischen Gewässern Gefallenen befände sich auch ein Baron Goselitz — also das Gericht nahm an, daß Wahrscheinlichkeit vorhanden sei, der Baron Kurt werde nie wiedererscheinen und ich sei als der Bruder sein Erbe, falls nicht andere Erben Kurt's sich meldeten. Käme aber Kurt zurück und fechte er die Enterbung an — was wohl möglich sei, da eine Infamie seinerseits nicht bewiesen worden und unsere Familien-Bestimmungen nur im Falle einer schreienden Infamie die Enterbung zuließen, und überdies ja nur ein Dokument und kein ganz gesetzmäßiges über die Enterbung existire — so müsse ich meinem Bruder Schönau wieder abtreten, natürlich wenn er es verlange."

„Das könnte ein sehr langer Prozeß werden, wenn man es zur Klage kommen ließ!" sagte die Baronin überlegend.

„Ja, aber nun ist ein Unglück geschehen," fuhr der Baron mit bewegter Stimme fort. „Kurt würde sich vielleicht in sein Geschick ergeben, wenn auch nur das eine Dokument vorläge — ich hätte mich dann mit ihm geeinigt. Aber dieses Dokument fehlt — es ist mir aus dem geheimen Schubfach meines großen Schreibtisches entwendet!"

Die Baronin preßte die Lippen zusammen und holte dann tief Athem.

„Entwendet? Wer sollte das gethan haben?“ sagte sie dann. „Es wird verlegt sein. — Nun, und wenn es wirklich nicht da wäre, so wissen doch die Richter, daß es existirt hat, denn Du erhieltest ja Schönau auf Grund jenes Dokuments — das übrigens den Akten hätte beigefügt werden müssen.“

„Ja, Du hast Recht, so hätte es sein sollen,“ erwiderte der Baron mit gepreßter Stimme. „Aber es ist doch nicht geschehen — ich wünschte selbst das Dokument zu behalten — ich hielt es für sicherer in meinem eigenen Hause.“

„Nun, es wird sich ja wieder finden,“ sagte die Baronesse. „Inzwischen trittst Du in ein freundliches Verhältniß zu Deinem Bruder, um ihn nicht aufmerksam zu machen und zu reizen.“

„Ich fürchte, das ist zu spät,“ sagte Baron Eberhard. „Er verließ mich in einer Stimmung, die mir nichts Gutes verkündet.“

„Fatal!“ rief die Baronin. „Ihr Männer überstürzt Alles. Hat er Geld, um einen Prozeß anzustrengen?“

„Nun, sein Pflichttheil beträgt 8000 Thaler,“ sagte Eberhard.

Die Baronin sah eine Zeit lang vor sich hin. Die feinen schlanken Finger ihrer linken Hand spielten auf der Seitenlehne des Sophas.

„Und wenn er klagte und wir ihm Schönau abtreten müßten?“ fragte sie dann.

„So wären wir ruinirt, Valeska!“ antwortete er vor sich nieder starrend. „Schönau ist jetzt das Hauptgut, es bringt mehr ein, als Goselitz.“

„Nun dann, lieber Freund, gilt es den Kopf hoch halten!“ rief die Baronesse. „Soll der erste beste Landstreicher kommen und uns ruiniren? Wir sind im Rechte! Benutze die Thatsache,

daß Du Dich im Besitz befindest. Laß ihn klagen! Brich mit ihm, sobald er mit einem Prozeß droht. Es dürfte wohl ein Menschenleben darüber hingehen, ehe ein solcher Prozeß entschieden wird. Geh' auf sein Leben zurück. Es wird Anhaltspunkte genug darbieten, zu beweisen, daß er die Familie entehrt hat. Laß ihn beweisen, daß er überhaupt Kurt von Coselitz ist. Du hast auf jeden Fall den Willen Deines Vaters und die Entscheidung für Dich. Das ist genügend — für's Erste! Aber fest mußt Du sein! Versprich mir, keinen Schritt zu thun, ohne Dich mit mir berathen zu haben. Wir müssen in dieser Angelegenheit mit der allergrößten Vorsicht verfahren. Es wäre gut, wenn wir sogleich einen tüchtigen Rechtsanwalt zu Rathe zögen. Auch mit Fallati müssen wir uns besprechen."

„Warum mit dem?" fragte der Baron befremdet.

„Weil ich ihn für klug und unserer Familie ergeben halte!" antwortete die Baronin bestimmt. „Laß in diesem Falle Deine Vorurtheile bei Seite, Eberhard. Es handelt sich um unsere Existenz!"

„Nun, wie Du willst," antwortete er. „Du weißt nun Alles. Meinst Du nicht auch, das Dokument sei nur auf Veranlassung meines Bruders entwendet worden?"

„Wann hast Du es zuletzt gesehen?"

„Vor drei Vierteljahren, im vorigen Herbst, als ich nach einem andern Schriftstück suchte."

„Du kannst es verlegt haben!"

„Sicher nicht — das wüßte ich!"

„Kennt Jemand das geheime Fach?"

„Nein, wenigstens weiß ich es nicht. Kurt kannte es vielleicht, und da er die Nacht hier auf dem Hofe war — —"

Die Baronin unterbrach ihn mit einem Ruf der Ueberraschung. Eberhard mußte ihr in aller Eile erzählen, was ihm Fallati mitgetheilt.

„Aber dann ist es klar!“ rief die Baronin. „Er hat von dem Dokument erfahren und hat es geraubt. Willst Du jetzt noch Rücksichten nehmen? Bereite Dich zum Kampf! Das Beste wäre, sofort eine Haussuchung bei ihm anstellen zu lassen.“

„O mein Gott, das Aufsehen — der Skandal!“ seufzte der Baron.

„Aufsehen, Skandal! Was kümmert uns das, wenn unser Eigenthum bedroht ist!“ rief die Baronin. „Freilich, für Paul ist gesorgt — aber wenn wir Schönau verlieren — meine armen Kinder!“

„Ich bin entschlossen!“ sagte Eberhard. „Ich will sogleich nach Königswalde hinüber und mit einem Rechtsanwalt sprechen.“

„Möchtest Du nicht vorher einmal nachfragen, ob sich nicht ein Anhaltspunkt dafür bietet, daß Dein Bruder das Dokument entwandt?“ sagte die Baronin. „Vielleicht findet sich eine Spur.“

„Ich werde die Diener zusammenrufen lassen,“ antwortete der Baron. „Soll ich Fallati mit nach Königswalde nehmen und mich unterwegs mit ihm besprechen?“ fügte er hinzu.

„Nein, ich möchte allein mit Fallati darüber reden,“ erwiderte sie.

„Wird sich das ziemen?“ fragte er etwas finster.

„Nun, ich bin Deine Frau, das werde ich nicht vergessen!“ antwortete sie stolz.

Er küßte ihr die Hand und ging.

Eine Befragung der Diener, der auch Fallati beiwohnte, führte zu keinem Resultat, ebensowenig eine Untersuchung der Fenster. Paul wurde hinzugerufen, um Auskunft zu geben, ob er in der Nacht Geräusch gehört. Die Blicke des Vaters, mehr noch diejenigen Fallati's, waren forschend auf ihn gerichtet. Aber noch andere Blicke ruhten auf ihm — Betty stand im Hintergrunde des Zimmers und verließ kein Auge von ihm.

Paul antwortete, er habe die ganze Nacht geschlafen und wisse von nichts.

Eine halbe Stunde darauf fuhr der Baron nach Königswalde, von Henri begleitet. Es war fraglich, ob er in der Nacht zurückkehren, oder in Königswalde bleiben werde.

IV.

Die Frau Baronin war eine stolze Frau, Einige nannten sie sogar hochmüthig und hatten nicht Unrecht. Sie war als neunzehnjähriges Mädchen, aus fast ärmlichen Verhältnissen heraus, Baronin von Goselitz und damit die Frau eines der ersten Gutsbesitzer jener Gegend geworden. Das hatte ihrem Ehrgeiz geschmeichelt. Allerdings wußte sie, daß es im Lande vielleicht fünfhundert oder auch tausend Familien gab, die an Rang und Reichthum über ihr standen. Aber alle anderen standen unter ihr, sie gehörte also zu den Bevorzugten und fühlte sich erhaben über die Menge rings um sie her.

Viele Jahre lang hatte ihr dieses Bewußtsein ihrer Erhabenheit vollkommen genügt. Auf allen Gesellschaften in der Nachbarschaft war man ihr entgegen gekommen wie einer Königin, denn ihre imponirende Schönheit unterjochte selbst Männer, die sonst über den Kultus des Fleisches hinaus sind. Aus polnischem Geblüt entsprossen, besaß sie außer ihrer junonischen Gestalt, außer der Feinheit und Regelmäßigkeit ihrer Züge, noch jene Anmuth und Leichtigkeit, jene gefällige Art, auf fremde Ideen einzugehen, die wir oft an den Polinnen bewundern und die sie zu den graziösesten und liebenswürdigsten Erscheinungen der Frauenwelt machen. Aber mehr mußte man nicht von ihr verlangen. Sie besaß Alles, was einer Frau angeboren sein kann, auch einen gewissen Grad von Bildung, sie war nicht schlechter, nicht besser, als Tausende ihres Gleichen.

Aber sie kannte nur sich selbst. Von Unterordnung wußte sie nichts. Der Baron von Goselitz war ihr Mann und sie vergaß nie die Achtung, die sie ihm in den Augen der Welt schuldig war. Aber daß sie sich seinem Willen in irgend einer Hauptsache hätte beugen sollen, war ihr bisher nie eingefallen, war auch bis jetzt nie von ihr verlangt worden. Er hatte sie aus der sorgenvollen Stellung einer Beamtentochter, die, ohne Mutter, die Laune des Vaters zu ertragen und zu verscheuchen gesucht, herausgehoben und zu einer reichen, unabhängigen Frau gemacht. Aber sie hatte ihm dafür auch ihr Selbst geopfert, das sie nicht zu gering anschlug; denn einer der Prinzen aus königlichem Geblüt hatte ihr das Anerbieten machen lassen, sie zur Gattin linker Hand zu erwählen, und wer weiß, ob sie es nicht angenommen, wenn nicht der starre, hypochondrische Vater mit wilder Heftigkeit dazwischen gefahren wäre und wenn nicht Eberhard von Goselitz als demüthiger Freier vor der Thüre gestanden hätte.

In den neun Jahren ihrer Ehe war sie eine untadelhafte Gattin gewesen. Eberhard genügte ihr vollkommen, fügte sich unter ihre angenehme Herrschaft, machte das brillanteste Haus in der ganzen Umgegend und war stolz auf die Bewunderung, die man seiner Gattin schenkte. Er liebte sie, das war keine Frage. Und hätte man Frau von Goselitz gefragt, ob sie ihren Mann liebe, so würde sie gewiß stolz den Kopf zurückgeworfen und mit einem hochmüthigen „Gewiß!“ geantwortet haben. Nie hatte sie von einem andern Manne mehr geduldet, als einen heißen Händedruck oder einen bewundernden Blick, und das mußte sie ja dulden, sie konnte es doch nicht hindern.

Seit dem neuen Jahre war dies anders. Fallati hatte der Baronin zum Bewußtsein gebracht, daß sie ihren Mann bis

dahin nicht geliebt habe, und daß die Liebe ein anderes Gefühl sei, als die kühle Neigung, die sie für den Gatten empfunden.

Wie gewaltig hatte sich ihr Stolz Anfangs dagegen gesträubt, anzuerkennen, daß der bürgerliche Fallati ihrem Manne in jeder Beziehung überlegen sei! Sie hatte es sich endlich dennoch eingestehen müssen, daß dem so sei. Der Baron spielte neben seinem Inspektor eine untergeordnete Rolle. Fallati war nicht nur ein tüchtiger Oekonom, sondern ein feiner Weltmann, ein Kavalier durch und durch und vor Allem bescheiden, wie selten ein Mann. Er ließ die Baronin errathen, daß er sie bewundere — aber das war auch Alles. Fridolin konnte der Gräfin von Savern nicht inniger und ergebener dienen, als Fallati der Baronin. Das war es gerade, was ihr zuerst auffiel: diese unterwürfige Bescheidenheit ihr gegenüber, von Seiten eines Mannes, der doch, wie sie sehr gut erkannte, alle Anderen, die ihr näher standen, geistig überragte. Der Baron selbst gestand zu, daß Fallati der beste Oekonom sei, den er kennen gelernt; aber Fallati war auch ein vollkommener Reiter, ein Jäger ersten Ranges, ein vollendeter Tänzer, genug, ein Kavalier comme il faut. Und das nicht allein. Er zeichnete vortrefflich, im Nu entwarf er eine landschaftliche Skizze oder eine Karrikatur, er beherrschte das Klavier meisterhaft, er sang, als ob er sich für die Bühne ausgebildet habe. Auch schien er jeden Gedanken der Baronesse im Voraus zu errathen, obwohl er ihr immer Zeit gab, ja sie sogar darauf hinzulenken wußte, ihn auszusprechen — genug, Valeska von Goselitz errieth, daß es wirklich Männer gebe, wie sie in Büchern und Gedichten geschildert werden. Er war für sie ein Muster aller Vollkommenheiten, und in der That besaß er alle seine Fähigkeiten nur bis zu einem Grade, der für die Baronin verständlich war. Wäre er geistreicher, durchgebildeter gewesen, so hätte sie ihn nicht begreifen können. Sie bewunderte ihn im Stillen, sie beschäftigte

sich mit ihm — und Allen, welche die Beiden zusammen sahen, war es längst klar geworden, daß er der Abgott der Baronin sei. Nur sie selbst wußte es nicht, denn bis jetzt hatte sie keine Gelegenheit gefunden, ihr Herz zu prüfen. Und auch der Baron Eberhard ahnte nichts. Fallati, wenn auch aus einer reichen Familie, und wenn auch ein äußerst feiner gewandter Mann — wie er zugestand — war doch für ihn nur der bürgerliche Inspektor.

So stand es und der Gärtner Martin hatte gar nicht so Unrecht gehabt, wenn er von einer platonischen Liebe sprach, als das Erscheinen Kurt's jene Aufregung auf dem Schlosse hervorrief. Hätte die Baronin sich jemals bemüht gehabt, ihr eigenes Herz zu studiren, so würde sie heut errathen haben, daß Fallati ihr näher stand, als der eigene Gatte. Denn sie hatte nur das Bedürfniß, sich mit Fallati auszusprechen. Sie vertraute ihm mehr, als jedem Andern. Nicht nur von seinem Urtheil erwartete sie das Richtige, sondern unwillkürlich hoffte sie auch auf das, was sein Herz ihr sagen würde. Sie setzte mehr Sympathie bei ihm voraus, als bei dem Gatten, dem Vater ihrer Kinder. Eberhard war ihr fremder, war für sie der Zweite geworden.

Der Baron mochte seit einer halben Stunde das Schloß verlassen haben, als die Kammerfrau im Zimmer des Inspektors erschien, um anzufragen, ob er auf einige Minuten zur gnädigen Frau kommen könne. Fallati, der seit der Abfahrt des Barons jede Minute ungeduldig auf diese Einladung gewartet, antwortete ruhig und kühl, er stehe der Frau Baronin sehr bald zur Verfügung, und in der That zwang er sich, noch einige Minuten lang allein in seinem Zimmer zu bleiben — dann ging er zu der Baronin.

Er konnte ihr nichts Neues sagen, und sie ihm eben so wenig — aber es war doch heut ein anderes Gespräch, als sie

es sonst jemals geführt. Es ging ein zitternder Ton der Aufregung durch diese gegenseitigen Mittheilungen. Die Wangen der Gräfin waren geröthet, Fallati selbst schien sich fortreißen zu lassen von seiner Sympathie — er hatte einmal wie selbstvergessen die Hand der Baronin ergriffen und diese schien es nicht bemerkt zu haben.

Er war in Allem mit ihr einverstanden. Der Baron mußte diesem Bruder, dessen Vergangenheit ohne Zweifel eine höchst zweideutige war, energisch die Spitze bieten — man mußte ihn gar nicht aufkommen lassen, mußte ihm ein anständiges Jahrgehalt bieten, das er in einer entfernten Gegend zu verzehren hatte, und wenn er damit nicht einverstanden war, mußte man ihm womöglich die Polizei auf den Leib schicken.

„Ich setze natürlich voraus," fügte er dann zwar lebhaft, aber ganz vertrauensvoll hinzu, „daß die Uebertragung der Erbschaft auf den Herrn Baron vollkommen in Ordnung war, wie es doch nicht anders sein kann."

„Aber hat Ihnen denn mein Mann nicht gesagt — —?" rief die Baronin, ihm erschreckt in's Gesicht blickend.

„Daß das Dokument fehle — daß verschiedene Bedingungen gemacht worden seien, freilich!" antwortete Fallati. „Doch darauf habe ich nichts gegeben. Ich kenne den Herrn Baron als einen sehr gewissenhaften Herrn, der leicht allzu schwarz sieht, alle Gründe, die gegen ihn geltend gemacht werden können, unter die Loupe bringt und für gewichtiger hält, als sie sind. Ich gebe deshalb nicht viel auf die Zweifel, die der Herr Baron aussprach. Um Himmelswillen — der Gedanke, daß Schönau vom Gute getrennt werden könnte, wäre ja auch unerträglich! Goselitz allein — —"

Er schwieg plötzlich, als sei er zu weit gegangen.

„Nun, Goselitz allein?" fragte die Baronin. „Sprechen Sie offen mit mir, Fallati. Ich vertraue Ihnen — Sie müssen

die Verhältnisse kennen. Ich verlange Wahrheit von Ihnen. Ich will wissen, was aus uns werden würde, wenn Schönau uns nicht mehr gehörte."

„Weshalb eine solche Frage aufwerfen, gnädigste Baronesse?" sagte Fallati ausweichend. „Jener Baron Kurt, ein so entschlossener, energischer Mensch er sein mag — und den Eindruck machte er allerdings auf mich — wird nicht im Stande sein, einen alten Urtheilsspruch umzustoßen."

„Aber wenn es wäre! — ich will es von Ihnen wissen, Fallati!" rief sie, seine Hand ergreifend.

„Nun, Baronesse, dann wäre der Herr Baron zu Entbehrungen verdammt, die er bis dahin nicht kennen gelernt hat," antwortete der Inspektor. „Doch — —"

„Nein, Sie wollen abschweifen!" rief die stolze Frau. „Aber ich verlange die Wahrheit zu wissen, sei sie, welche sie wolle!"

„Nun," antwortete Fallati, „die Einkünfte von Goselitz und Schönau sind so ziemlich gleich. Der Rein-Ertrag von Goselitz beträgt ungefähr 9000, der von Schönau 10000 Thaler."

„Und was geben wir jährlich aus?" fragte die Baronin.

„Ungefähr 20,000 Thaler, gerade so viel wie das Einkommen beträgt."

„Wie — wir legen nichts zurück?" rief sie erschreckt.

„Nichts, gnädigste Frau. Im Augenblick existirt sogar noch eine Schuld von ungefähr 12,000 Thalern, die sich freilich, wenn die Verhältnisse dieselben bleiben, in einigen Jahren abzahlen läßt!"

Die Baronin begriff die ganze Schwere dieser Mittheilung. Bleich und mit starrem Auge blickte sie vor sich hin.

„Fallati," sagte sie dann — sie gebrauchte heut zum ersten Male diese vertraulich zu nennende Bezeichnung — „Sie sprechen noch nicht offen mit mir — Sie wollen mich trösten. Sie

sind überzeugt, daß wir Schönau verlieren, wenn jener Mensch — wenn der Bruder meines Mannes die Klage gegen uns erhebt?"

„In der That, gnädigste Frau, wenn Sie in diesem Tone mit mir sprechen, und wenn Sie die ganze Wahrheit verlangen, die Sie ja als eine geistesstarke Frau auch ertragen können — so muß ich Ihnen sagen, daß Schönau verloren gehen wird. Der Baron Kurt wird sicher klagen, und da das Dokument fehlt, das ohnehin nicht rechtsverbindlich war, so wird Ihr Herr Gemahl Schönau herausgeben müssen, das nach den älteren Familien-Bestimmungen stets dem jüngeren Sohne zufiel."

„Das hieße — wir sind ruinirt!" sagte die Baronin kaum hörbar.

„Nun, gnädigste Frau, Goselitz ist immer ein schönes Gut, und bei einiger Sparsamkeit würde es eine ganz ansehnliche Besitzung bilden. Ich fürchte eigentlich nur die ersten Verlegenheiten wegen der 12,000 Thaler. Geld ist jetzt sehr knapp und wenn die Gläubiger erfahren, daß der Herr Baron Schönau verliert, so werden sie drängen . . ."

„O mein Gott, mein Gott!" rief die Baronin, ihre Fassung verlierend. „Welche Zukunft für uns und namentlich für meine armen Kinder!"

„Ich bin natürlich gern bereit, mit meinen geringen Mitteln dem Herrn Baron beizustehen," sagte Fallati.

„Wie, das wollen Sie?" rief die Baronin freudig.

„Gewiß, gnädigste Frau! Sie beehren mich mit einem Vertrauen, das mir mehr werth ist, als jedes andere Besitzthum. Wenigstens vor augenblicklichen Verlegenheiten will ich den Herrn Baron schützen — und das wäre nicht unwichtig, denn da er kein Freund von Geldgeschäften ist, so dürfte er sich leicht zu unüberlegten Handlungen hinreißen lassen und die Schulden ver-

größern. Aber auch darüber hinaus stehe ich Ihnen mit Gut und Blut zur Verfügung, gnädigste Frau Baronin!"

Sie hatte ihm in freudiger Aufwallung die Hand gereicht. Jetzt hätte sie dieselbe zurückziehen mögen, denn der Blick, der sich aus Fallati's Augen in die ihren senkte, war so tief, so glühend, so bewundernd, und dabei so hoffnungsvoll und triumphirend, daß sie ein Schauer überrieselte. Dieser Blick riß die Schranke nieder, die bisher zwischen ihnen Beiden bestanden hatte.

„Ich danke Ihnen vielmals!" sagte sie etwas kälter. „Mein Mann wird darüber mit Ihnen sprechen. Und vielleicht wird es auch nicht so schlimm. Mein Schwager wird eine gütliche Einigung einem langen und zweifelhaften Prozeß vorziehen . . ."

„Möglich! Und doch, gnädige Frau, möchte ich Sie bitten, sich schon jetzt mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß Schönau Ihnen verloren geht. Ich wollte Sie allmählich darauf vorbereiten — aber Sie haben die Wahrheit verlangt und ich konnte Ihrem Verlangen nicht widerstehen. Ja, wenn der junge Herr nicht wäre!"

Er sprach diese Worte langsam, nachdenklich, ernst.

„Wer?" zuckte die Baronin auf. „Paul?"

„Nun, ich meinte, wenn kein Kind erster Ehe existirte, kein Erbe für Goselitz, dann wäre für die Frau Baronin der Verlust nicht so groß," sagte Fallati immer noch scheinbar in Gedanken versunken. „Das Fideikommiß besteht nur für die Leibeserben. Sind diese nicht da, so können auch die sonstigen Erben folgen. Doch — es ist nun einmal so. Freilich hat dieser junge Herr Paul alle Anlage, seinem Onkel ähnlich zu werden."

„Wie meinen Sie das, Fallati?" fragte die Baronin mit gepreßter Stimme.

„Nun, er hat Anlagen, Thorheiten zu machen, und nicht Jeder, der davon gelaufen ist, kehrt wieder.“

„Daran ist nicht zu denken!“ sagte die Baronin kurz. „Jetzt heißt es dem ersten Unglück muthig in's Auge zu schauen und zu retten, was zu retten ist.“

„Es wird wenig zu retten sein!“ sagte Fallati ruhig.

Die Baronin war in tiefes Nachdenken versunken. Beschäftigte sie das, was Fallati über Paul gesagt? Ein gräßlicher Gedanke, auf das Verderben eines jungen, arglosen Menschen zu rechnen, auf seinen Ruin Pläne zu bauen — —! Aber wer wollte ihn denn verderben? Fallati hatte ja nur von einer Möglichkeit gesprochen! Und darf man denn nicht an Möglichkeiten denken, selbst wenn sie noch so fern liegen?

„Sie meinen, Paul sei zu Thorheiten geneigt?“ sagte sie dann plötzlich. „Sie müssen das besser kennen, als ich. Auch sehe ich ihn zu wenig.“

„Ich meine, daß solche träumerischen, verschlossenen Naturen, wie der junge Herr sie hat, sehr eigensinnig und halsstarrig zu sein pflegen, sobald sie auf ein Hinderniß in ihren Neigungen stoßen. Wenn sich zum Beispiel Herr Paul in Betty Lehnert verliebt, so könnte leicht dasselbe Schauspiel aufgeführt werden, das vor dem Verschwinden des Barons Kurt in Scene gesetzt wurde.“

„Aber er ist ja für gewöhnlich nicht hier, er ist ja in Berlin und also — vor solchen Thorheiten sicher!“ sagte die Baronin.

„Ich spreche ja auch nur von einer schwachen Möglichkeit,“ erwiderte die Inspektor. „Sicherlich dürfen Sie sich nicht mit solchen Vermuthungen beschäftigen. Es gilt, den Augenblick zu bekämpfen. Und, wie ich Ihnen sagte, gnädigste Frau, ich stehe zu Ihrer Verfügung. Ich besitze ein ganz leidliches mütterliches Erbe und mein Vater ist gewöhnt, meine Wünsche zu erfüllen, natürlich wenn sie vernünftig sind — —“

Ein Wagen rasselte auf den Hof. Es war der Baron, der zurückkehrte. Weshalb so früh? Fast erschreckt fuhren die Baronin und Fallati auf. Es war, als seien sie bei irgend etwas Unrechtem ertappt, überrascht worden.

„Gehen Sie, Fallati! sagte die Baronin hastig. „Fragen Sie meinen Mann, ob etwas Unerwartetes geschehen und führen Sie ihn zu mir!“

Sie reichte ihm die Hand. Fallati führte sie an seine Lippen und küßte sie schnell aber leidenschaftlich. Dann eilte er hinaus.

Der Baron war so eben aus dem Wagen gestiegen. Er sah bleich aus, scheinbar ruhig. Aber es ließ sich leicht erkennen, daß unter dieser Ruhe ein Gewitter grollte. Er beachtete den Gruß des Inspektors kaum.

„Verzeihen Sie, Herr Baron, die gnädige Frau bat mich, Ihnen zu sagen, daß sie mit Ihnen zu sprechen wünschte,“ sagte dieser eilig.

„Gut, gut! Ich gehe sogleich zu ihr,“ antwortete der Baron. „Kommen Sie mit mir, Herr Inspektor, ich will Ihnen etwas zeigen.“

Er ging hastig nach seinem Zimmer. Kaum eingetreten, reichte er dem Inspektor einen Brief.

„Ich wollte nach Königswalde fahren, wie Sie wissen,“ sagte er. „Aber schon in der Gegend von Schönau kam mir ein reitender Bote entgegen. Die Leute kennen mich fast sämmtlich in der Gegend — der Mann hielt also an und gab mir einen Brief, den er hierher bringen sollte. Ich las ihn und kehrte zurück — meine Fahrt war nicht mehr nöthig.“

Fallati las inzwischen bereits den Brief. Die Ueberschrift lautete: „An den Herrn Baron Eberhard von Goselitz auf Goselitz“ — und ohne weitere Anrede fuhr der Schreiber fort:

„Die Art und Weise, wie Du mich aufgenommen, überhebt mich jeder Rücksicht. Ich werde noch heut die Vorkehrungen treffen, um mein Recht auf Schönau geltend zu machen. Kannst Du ein Dokument aufzeigen, daß mich enterbt, so will ich es prüfen. Eine Enterbung kann es nicht aussprechen, da ich keine Infamie begangen. Allerdings hat in einer englischen Zeitung eine Lüge über mich gestanden; aber ich kenne ihre Quelle. Sie führt auf eine Person zurück, die sich eine Zeit lang in Goselitz aufhielt. Jene Zeitung hat auch die Nachricht widerrufen. Außerdem bin ich im Besitz der ehrenvollsten Zeugnisse. Ich habe den Engländern im chinesischen Meere durch die Bekämpfung der Seeräuber die wesentlichsten Dienste geleistet und besitze darüber Dankschreiben von den Ministern. Willst Du es auf einen Prozeß ankommmen lassen, so mag es drum sein. Ich beanspruche mein Eigenthum. Du bist lange genug im ungestörten Nießbrauch desselben gewesen und müßtest, wenn Du vernünftig gewirthschaftet hättest, um wenigstens 100,000 Thaler reicher sein. Ich erwarte bis übermorgen Mittags 12 Uhr Deine Erklärung, ob ich Schönau übernehmen, oder ob ich klagbar werden soll.

Kurt Goselitz."

Fallati schien den Brief nochmals zu lesen, aber das war nur Schein. Er überlegte.

„Ob die Zeugnisse ächt sein mögen?" sagte er dann, als wäre er wenig überrascht von dem Schreiben.

„Die Zeugnisse! Was gehen uns die an!" rief der Baron heftig. „Auf keinen Fall können wir ihm beweisen, daß er etwas gethan, was — — doch, ich ahnte es. Es ist vorbei!"

„Wie? Sie wollen ihm Schönau ohne Kampf überlassen?"

„Ich würde einen Prozeß und außerdem Tausende von Thalern verlieren," antwortete der Baron. „Und dann der Skandal! Wenn ich prozessirte und verlöre! — Nein, lieber mag es scheinen, ich hätte ihm Schönau von selbst abgetreten!"

„Herr Baron," sagte Fallati ernst und sogar unterwürfig, „haben Sie die ganze Tragweite überlegt —?"

„Ja — ich bin ein ruinirter Mann!" antwortete der Baron. „Ich muß künftig leben, wie ein Bettler. Schönau trug mehr ein, als Goselitz. Und dann die 12000 Thaler, die ich schuldig bin —"

„Würden Sie mir erlauben, diese Summe zu decken, bis Sie freiere Hand haben?" fragte Fallati mit der ergebensten Miene, ja sogar mit einer gewissen Aengstlichkeit.

Bei einem großen Unglück geschieht es oft, daß ein kleiner Glücksumstand uns für den Augenblick mit unverhältnißmäßiger Freude erfüllt.

„Wie, Sie wollten, Sie könnten —?" rief der Baron hastig. „Gerade diese Summe ängstigte mich — sie ist zu Michaelis und zu Neujahr fällig. Später muß man sich einrichten —"

„Aber, Herr Baron, haben Sie daran gezweifelt, daß ich nicht mit Freuden eine Gelegenheit benutzen würde, um mich für die Freundlichkeit und das Wohlwollen, das ich in Ihrem Hause gefunden, erkenntlich zu zeigen?" sagte Fallati bescheiden und mit leisem Vorwurf. „Rechnen Sie auf mich! Ich begreife die ganze Größe Ihres Verlustes. Und für den Augenblick wenigstens sollen Sie jeder unnützen Sorge überhoben sein!"

„Sie sind ein braver Mann!" rief der Baron, ihm die Hand reichend. „Kommen Sie mit zu meiner Frau — sie muß Alles wissen. O, dieser Kurt! Weshalb sprach ich von dem

Dokument! Ich glaube, es hätte sich Alles arrangiren lassen, wenn ich ihn nicht gereizt . ."

„Das bezweifle ich, Herr Baron!" sagte Fallati. „Wir wollen uns nicht mit dem Gedanken quälen, wer das Dokument entwendet. Aber Ihr Herr Bruder hätte auf jeden Fall Schönau gefordert. Er sieht danach aus. Er wollte keine gütliche Einigung mit Ihnen — er hätte dabei nur verloren. Deshalb spionirte er auch hier in der Gegend herum und überfiel Sie dann plötzlich. Er rechnete auf Ihre Ueberraschung, Ihre Bestürzung. O, das ist ein Schlauer!"

„Ja, ja, so ist es!" sagte der Baron, auf den die ganze Schwere des Erlebten wieder zurückfiel. „Mein Gott, wie sollen wir mit 9000 Thalern auskommen?"

„Einestheils lassen sich bedeutende Verbesserungen anbringen", tröstete Fallati. „Und anderntheils dürfte denn auch Manches nicht zu Schönau gehören, was wir bis jetzt dazu gerechnet haben. Ich denke, wir werden bei den Grenzberichtigungen nicht zu kurz kommen."

„Das ist eine gute Idee!" rief der Baron. „In der That, ich schätze mich glücklich, daß Sie gerade jetzt in meiner Nähe sind! Und nun kommen Sie! Es wird mir leichter sein, wenn ich meiner Frau die Mittheilung in Ihrer Gegenwart machen kann."

Sie gingen hinüber. Es war ein trüber Abend für den Baron Eberhard und auch Fallati sprach natürlich mit sehr ernster und sorgenvoller Miene von all den Einschränkungen, die nun nöthig sein würden. Aber sein dunkles Auge blitzte zuweilen so hell und freudig zu der Baronin hinüber, daß ein aufmerksamerer Beobachter, als der Baron, wohl bemerkt haben würde, es sei ihm nicht sonderlich schwer ums Herz. Und auch die Baronin selbst war nicht so niedergeschlagen, als sie es an diesem Abend hätte sein müssen. War in ihrem Herzen eine

Blüthe emporgeschossen, die sie für die Verluste dieses Tages entschädigte? — — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Vormittag ward Elise von Bostorff zu ihren Eltern zurückgesendet. Sie schien nicht eben heiter. Es war ihr nicht mehr vergönnt gewesen, mit Paul zusammen zu sein. Nur als sie Abschied nahm, kam Paul herbei. Er schien es absichtlich vermieden zu haben, Elise zu sehen. Betty's vorwitzige Reden hatten also doch in dem Herzen des jungen Burschen einen Widerhall gefunden und ihm einen Theil der bisherigen Unbefangenheit geraubt.

Als Elise fortfuhr und sich noch einmal zurückwandte, sah sie, daß Betty neben Paul getreten war, diesem die Hand drückte und ihm spöttisch etwas zuflüsterte. Das Kind verstand nichts von dieser Intrigue, auch Paul verstand sie nicht. Aber Elise mußte glauben, daß sich Betty über sie lustig mache und daß Paul ihr beistimme. Sie hatte mit der Hand winken wollen, aber sie ließ sie nun sinken und durch ihr junges Herz ging ein leiser, aber tiefer Schmerz. Betty hatte ihre Absicht erreicht — für jetzt wenigstens.

V.

Es ist nicht nöthig, zu beschreiben, in welche Aufregung die Gegend gerieth, als es bekannt wurde, daß der Baron Kurt zurückgekommen sei, daß er Schönau beanspruche und daß sich der ältere Bruder bereits in das Unvermeidliche gefunden habe. Allgemein fand man diese Entsagung von Seiten des Barons Eberhard äußerst edel; die Berliner und Königswalder Rechtsanwälte wußten es freilich besser, denn bei diesen hatte Eberhard doch im Geheimen angefragt, ob nicht noch irgend eine Hoffnung für ihn sei.

Nein, es war keine Hoffnung. Kurt wurde sichtlich von Berlin aus begünstigt. Es hieß, er habe einen Brief von einer sehr hochstehenden Persönlichkeit in England an eine ebenfalls sehr hochstehende Persönlichkeit in Berlin überbracht, und in Folge dessen ging die Auseinandersetzung mit wunderbarer Schnelligkeit vor sich. Von den Gerichtspersonen, welche damals die Erbangelegenheiten für Eberhard geordnet hatten, war keine mehr am Leben, oder wenigstens nicht am Ort, und ihre Nachfolger wunderten sich gewaltig, mit welcher Leichtigkeit man damals verfahren sei. Das Fehlen des Dokuments warf sogar einen Schatten auf sämmtliche bei jener Angelegenheit betheiligte Personen.

Eberhard erschien niemals persönlich auf dem Gericht; er wollte seinen Bruder nicht wiedersehen. Es war das Gerücht ausgesprengt, Kurt sei sehr trotzig gegen den Herrn von Goselitz aufgetreten und dieser wollte keine Freundschaft mit ihm halten, wenn er ihm auch sein Erbtheil zurückgebe. Kurt schien sich um alles das wenig zu kümmern. Er lebte bis zur Entscheidung in Berlin, und ließ die ganze Angelegenheit durch einen jungen Rechtsanwalt führen der zur liberalen Partei gehörte und mit dem aristokratischen Besitzer von Goselitz nicht auf dem besten Fuße stand. Dagegen zeigte er sich durchaus willig in Bezug auf die Grenzberichtigungen, welche der Vertreter des Barons Eberhard anregte. Er erhob keine Einwendungen, als man einige der schönsten Ackerflächen für Goselitz in Anspruch nahm. Fallati machte sich, wie er sagte, Vorwürfe, daß man nicht mehr gefordert. Genug, in einem einzigen Vierteljahr war die Angelegenheit erledigt, und zum 1. October übernahm Kurt seine Besitzung.

Mit Fallati war er im Laufe der Verhandlungen öfters zusammengetroffen und Beide hatten sich gegenseitig mit der Höflichkeit von Geschäftsleuten behandelt. Es war Fallati's

Absicht gewesen, den alten Verwalter, der Schönau in Flor gebracht, für Goselitz zu gewinnen; aber der Alte hatte sich nicht von Schönau trennen wollen, er blieb als Ober-Inspektor im Dienste Kurt's, den er natürlich noch gut genug von früher her kannte.

Obgleich nun die Aristokratie der Umgegend von vornherein nicht besonders gut auf eines ihrer Mitglieder zu sprechen war, das davon gelaufen, weil man ihm eine Kammerjungfer nicht zur Frau geben wollte, und das nach mehr als zwanzigjähriger Verschollenheit plötzlich zurückkehrte, um dem gastfreien und beliebten Baron Eberhard die Hälfte seines Vermögens zu nehmen — so war doch andererseits die Neugierde, den seltsamen Menschen kennen zu lernen, von dem man sich so wunderbare Dinge erzählte, groß genug, um diese Bedenken vergessen zu machen und man erwartete mit einer gewissen Ungeduld das Auftreten des Abenteurers in der Gesellschaft. Man fand es erklärlich, daß er sich nicht zeigte, bevor er nicht Herr von Schönau war. Als aber Monat auf Monat verging, und Kurt, nachdem ihm längst Schönau zugesprochen, sich nirgends sehen ließ, nirgends eine Visite machte, da begriff man, daß dieser Sonderling von der ganzen Nachbarschaft nichts wissen wolle und nun betrachtete man ihn natürlich mit höchst mißgünstigen Augen. Eberhard wurde allgemein bedauert, daß er um eines solchen Menschen willen sein halbes Vermögen verloren; man zeichnete ihn aus, ließ ihn bei jeder Gelegenheit merken, daß man ihn beklage, aber hochschätze — nie war Eberhard so viel eingeladen gewesen.

Dieser Umstand war dem Baron Kurt sehr gleichgültig — denn er befand sich viel auf Reisen, besuchte die Schweiz, Frankreich, Italien, hielt sich an verschiedenen Orten in Deutschland auf — kostete aber dem älteren Bruder viel Geld, denn Eberhard war nicht daran gewöhnt, Einladungen anzunehmen, ohne

sie zu erwidern. Und außerdem wollte er doch auch zeigen, daß er nicht ruinirt sei. War also sein Haus früher gastfrei gewesen, so glich es jetzt fast einem Gasthaus, und selten wurden die Besuchszimmer von Fremden leer. Dabei schien es dem Baron nicht an Geld zu fehlen. Er nahm bedeutende und kostspielige Verbesserungen auf Goselitz vor, die allerdings die Erträge in einigen Jahren bedeutend vermehren mußten — genug, für die alten Bekannten schien gar keine Aenderung in Goselitz vorgegangen zu sein, und die neuen fanden Alles dort prächtig, allerliebst, nobel.

Das Geld zu den Verbesserungen gab Fallati, und der junge Herr Inspektor stand bald mit einer Summe von ungefähr 30,000 Thalern auf das Gut Goselitz eingeschrieben. Auch kam sein Vater zuweilen herüber, um sich das schöne Gut zn besehen. Fallati wußte es jedoch dann so einzurichten, daß der Baron Eberhard und Herr Fallati sen. sich nicht oft trafen. Der alte Fallati sah nicht besonders fashionable aus.

Inzwischen wohnte Paul noch immer bei der Tante in Berlin. In den Ferien kam er nach Hause, fand aber, daß man ihn dort kühler als sonst behandle. Nur Fallati blieb fortwährend freundlich gegen ihn. Seltsamer Weise suchte ihn auch Betty nicht auf. Mit dem Mädchen schien eine Veränderung vor sich gegangen; sie war still, fast scheu geworden. Uebrigens war sie bereits als Kammerjungfer bei der Baronin eingetreten, und vielleicht hatte sie nicht mehr die Zeit zu den früheren Tändeleien.

Paul war auch einige Male nach Hohen-Selichow zu Herrn von Bostorff hinüber geritten und natürlich als Sohn eines nahen Freundes mit der größten Freundlichkeit aufgenommen worden. Merkwürdiger Weise aber hatte er Elise nie mehr zu Gesicht bekommen. Entweder war das nun heranwachsende junge Fräulein unpäßlich, oder sie hatte Besuch, oder sie war eben im

Begriff, nach der Stadt zu fahren. Genug, es stieg eine dunkle Ahnung in Paul auf, daß Elise von Bostorff etwas gegen ihn habe. Das war ihm nicht lieb, stimmte ihn sogar traurig. Aber wenn Hohen-Selichow eine Meile hinter ihm lag, hatte er es gewöhnlich wieder vergessen. — — — — — — — —

Tante Franz, wie sie gewöhnlich von Paul genannt wurde, oder eigentlich Franziska von Hallwerder, wohnte in der Behrenstraße. Sie war eine etwas seltsame Dame. Obwohl erst ungefähr fünfunddreißig Jahr alt, lebte sie dennoch wie eine Matrone. Sie besuchte nur hin und wieder ältere Damen und lebte eingezogener als ein Stiftsfräulein. Auch war sie nicht häßlich; nur ihr Ernst, den man fast Strenge hätte nennen mögen, verlieh ihren Zügen etwas Herbes, Unfreundliches. Als Besitzerin eines Vermögens von mindestens achtzigtausend Thalern hätte sie auch jetzt noch manchen ganz stattlichen Freier finden können. Aber nichts lag ihr ferner als eine Heirath. Was war der Grund? Ihr Unabhängigkeitssinn — eine unglückliche Liebe — oder überhaupt Abneigung gegen die Ehe? Niemand wußte es. Sie galt nun einmal für einen weiblichen Sonderling und schien ganz zufrieden mit dieser Stellung, die ihr jedenfalls ihre Freiheit sicherte. Nach Goselitz reiste sie nie. Kamen der Baron Eberhard und seine Gemahlin nach Berlin, so hieß sie dieselben willkommen, sagte ihnen, daß ihr Couvert stets gedeckt sei, kümmerte sich aber nicht weiter um sie. Die Besuche des Barons und der Baronin beschränkten sich deshalb auch gewöhnlich auf einen Ankunfts- und Abschiedsbesuch. Valeska machte kein Hehl daraus, daß sie die steife „Tante“ nicht leiden könne. Doch gebot der Familienvortheil, ihr wenigstens die äußerliche Ehre zu erzeigen. Man hoffte, die Tante werde Paul zu ihrem Erben einsetzen — freilich eine sehr ferne Aussicht, denn bei ihrer guten Gesundheit und ihrer ruhigen Lebensweise konnte Tante Franz auf siebzig, achtzig Jahre rechnen.

Sie kümmerte sich übrigens wenig um Paul, überhaupt um keinen Menschen. Paul hatte im Seitenflügel, nach dem Hofe hinaus, ein Wohnzimmer mit einem Schlafkabinet, sagte ihr jeden Tag Guten Morgen, aß des Mittags mit ihr — das war Alles. Sie ließ sich von ihm seine kleinen Schülerleiden erzählen, sprach aber selbst wenig. Als Paul damals von Goselitz zurückkehrte und die unerwartete Rückkehr seines Oheims berichtete, hatte sie aufmerksam zugehört, sich aber auch nicht weiter dafür interessirt, sondern nur so nebenher gesagt:

„Dir schadet es nicht! Schönau hättest Du doch nie bekommen.“

„Wie so?“ hatte Paul gefragt.

„Nun, weil das Deine Frau Stiefmutter für sich und ihre Kinder beansprucht“ war die kurze Antwort gewesen.

„Das finde ich ganz in der Ordnung,“ hatte Paul darauf erwidert und damit war die Sache beendet.

Die Dienerschaft im Hause bestand aus einem Kammerdiener, dem bereits erwähnten Wilhelm, einem Kammermädchen — noch immer die bewußte Karoline, der Wilhelm so gern einen Kuß raubte — und einem Küchenmädchen, das selten über sein Revier hinauskam. Paul lebte in vollster Unabhängigkeit, und Niemand würde ihn gehindert haben, dieselbe ganz nach seinem Belieben zu benutzen. Kam er Nachmittags aus dem Gymnasium und hatte er seine Arbeiten beendet, so ging er reiten, schwimmen oder fechten. Wo er die Abende zubrachte, fragte Niemand. Glücklicher Weise hatte Paul nicht den geringsten Hang zu irgend welchen Unregelmäßigkeiten. Er verbrachte seine Abende meist in einigen Familien, die mit der seinigen befreundet waren und in denen sich Söhne gleichen Alters mit ihm befanden. Dort war er gern gesehen. Es stand allerdings fest, daß er in der Schule nicht der Klügste sei. Dafür aber war er ein guter, treuherziger Bursche, der Jedem gern einen Ge-

fallen that, und im Fechten, Reiten, Schwimmen, Turnen suchte er seinen Meister. Harmloser, wie das seine, konnte ein Jugendleben kaum verfließen. Die große verführerische Stadt übte nicht die geringste Verlockung auf ihn. Es schien also — da, wie erwähnt, auch Betty ihre Tändeleien mit ihm aufgab — kein Grund vorzuliegen, Fallati's inhaltsschwere Andeutung über Paul's Geneigtheit zu Thorheiten für etwas Anderes zu halten, als eine hingeworfene Bemerkung, ohne Absicht, ohne Zweck. — —

Da das väterliche Gut der Residenz so nahe lag, so war Paul auch in diesem Jahre — dem zweiten nach der Rückkehr Kurt's — zu den Pfingstferien nach Hause gereist. Als er zurückkam und seine Tante begrüßte, fand diese, daß er etwas ernster aussah, als gewöhnlich. Er war jetzt ein schlanker, hübscher Jüngling von beinahe neunzehn Jahren, aber immer noch etwas blaß und von fast mädchenhaft weichen Zügen. Zu Michaelis sollte er mit dem Zeugniß der Reife für Prima vom Gymnasium abgehen und sein Jahr abdienen.

„Was hast Du? Du siehst ja aus wie ein kleines Kind, dem man sein Spielzeug weggenommen?“ fragte die Tante, als Beide bei dem schnell für Paul hergerichteten Frühstück saßen.

„'S ist auch beinahe so, Tante,“ antwortete Paul und legte Messer und Gabel hin. „Es war doch eine ausgemachte Sache, daß ich bei den Dragonern eintreten sollte, und nun will Papa nichts mehr davon wissen“ —

„Sage nicht immer noch Papa,“ unterbrach ihn die Tante mürrisch. „Das klingt, als ob Du noch ein alberner Junge wärest. Sage der Vater, wie es sich gehört. Nun, was ist's?“

„Der Vater will, ich soll in ein Infanterie-Regiment eintreten, bei Kaiser Franz zum Beispiel —“

„Das wundert Dich?“ fragte die Tante. „Dein Vater ist

nicht mehr reich genug, um tausend Thaler oder noch mehr jährlich für Dich wegzuwerfen."

„Aber ich bitte Dich, Tante, zu Hause geht es noch eben so hoch her, wie früher," rief Paul. „Man merkt gar keinen Unterschied."

„Um so besser, wenn sie bei Dir zu Hause das Geheimniß entdeckt haben, mit dem halben Geld so gut zu leben, wie früher!" sagte die Tante kalt. „Uebrigens sei ruhig! Ich werde an Deinen Vater schreiben und vielleicht läßt er Dich dennoch bei den Dragonern eintreten."

„O nein, das thut er sicher nicht — er hat es mir in einer Art und Weise abgeschlagen . ."

„Die gar nichts bedeutet, wenn ich das Geld dazu gebe!" unterbrach ihn die Tante kühl.

„Wie, Tante, Du wolltest — —?" rief Paul außer sich.

„Ich bitte mir aus, daß Du ruhig bleibst!" sagte die Tante warnend. „Sonst nehme ich mein Wort zurück. Ich kann die Ueberschwenglichkeiten nicht leiden. Was ich für Dich thue, überlege ich mir, und habe ich meinen Entschluß gefaßt, so kannst Du Dich ruhig hineinfinden, ohne ein großes Halloh darüber zu erheben. Also wenn dies Dein Püppchen war, so hast Du es wieder."

Paul warf ihr einen dankbaren Blick zu, und daß seine Augen in diesem Moment wunderschön waren, daß eine Weichheit, Treue und Hingebung aus ihnen leuchtete, die ihm jedes Herz gewinnen mußten, dafür zeugte das Lächeln, das jener Blick auf den herben Zügen des Fräuleins hervorrief.

„Nein, Tante," sagte er dann, „es war das nicht allein. Ich habe es schon immer empfunden, aber dieses Mal mehr als je — es ist mir, als ob ich fremd auf Goselitz würde."

„Wie so?" fragte die Tante kurz.

„Ja, der Vater ist wohl ganz freundlich gegen mich, aber doch nicht mehr, wie früher und die Mama — —"

„Wer?" fragte die Tante scharf.

„Die Mutter," verbesserte Paul.

„Die Mutter!" wiederholte Fräulein von Hallwerder verächtlich. „Ich habe Dir das verziehen, als Du noch ein Kind warst. Jetzt wirst Du vor meinen Ohren, vor den Ohren der Schwester Deiner Mutter, diese Dame nicht mehr Deine Mutter nennen, sondern, wie es sich geziemt: die Baronin. Hörst Du?"

„Aber, Tante, es kommt mir doch seltsam vor, daß ich von meiner — wenn sie auch nicht meine wirkliche Mutter ist, als von einer fremden Dame sprechen soll," sagte Paul kopfschüttelnd.

„Und ich sage Dir, sie ist Dir eine Fremde!" rief die Tante. „Sie entfremdet Dir auch das Herz des Vaters. Weshalb sollte sie Liebe für Dich empfinden? Du stehst ihr im Wege! Wärest Du nicht, so gehörte ihr Alles. Und wäre sie nicht mit ihren Kindern, so würde Dir auch Dein Vater eine größere Theilnahme schenken. Paul, Du mußt Dich gewöhnen, die Welt zu sehen, wie sie ist. Laß dieses Träumen und das gutmüthige Vertrauen zu allen Menschen. Es ist bei Euch da unten nicht Alles in Ordnung. Vielleicht erfahre ich, was es ist. Aber es geht nicht mit rechten Dingen zu, darauf schwöre ich. Halte die Augen offen. Ich bin überzeugt, Dein Vater nimmt Geld auf, viel Geld, und die Baronin bringt davon so viel sie kann auf die Seite. Doch das verstehst Du doch nicht. Achte und ehre Deinen Vater, wie es sich ziemt. Aber sonst brauchst Du vor Niemand in Goselitz den Hut abzunehmen. Du bist der zukünftige Herr — wenn sie Dir etwas übrig lassen! A propos, was hört man denn von Deinem Onkel Kurt?"

„Ach, Tante, schnurrige Dinge!" rief Paul laut lachend. „Er scheint sich jetzt müde gereist zu haben und lebt auf Schönau, wie ein Maulwurf. Jetzt läßt er sich ein neues Wohnhaus

bauen. Ich ritt einmal hinüber mit dem Inspektor. Das Ding sieht aus, wie der Mäusethurm bei Bingen, oder wie der Tower in London, nun, wie Du willst, Tante, ganz wie ein altes Raubnest. Er besucht Niemand, wenigstens keinen von seines Gleichen. Nur mit einigen Bauern, die für recht pfiffige, eigensinnige und starrköpfige Burschen gelten, hält er Freundschaft, und die besuchen ihn zuweilen, und dann sollen sie Porter, Sherry, Rum, Grog und andere englische Getränke trinken. Wenn er ausreitet und es begegnet ihm Jemand, so hält er seinen breitrandigen Hut auf die Seite, daß ihn Niemand sieht und daß er Niemand zu sehen braucht. Er steckt voller Schrullen."

„Hört man nicht, ob er sich etwa verheirathen will?" fragte die Tante, die aufmerksam zugehört hatte.

„Nein!" antwortete Paul ganz verwundert. „Wer soll denn den heirathen?"

„Nun, Du Thor, er kann doch nicht über fünfundvierzig Jahr alt sein und das ist für manche Männer noch ein sehr gutes Alter," erwiderte die Tante. „Doch davon verstehst Du ebenfalls nichts. Also — behalte, was ich Dir über die zu Hause sagte und — jetzt kommt meine Schneiderin. Adieu!"

Paul küßte ihr zärtlich die Hand und es lag etwas in ihrem Blick, als sie dem schlanken, wohlgebildeten Jüngling nachsah, das darauf hinwies, dieses Herz sei nicht aller Liebe und Weichheit verschlossen. Aber es war nur ein flüchtiger Schimmer, er verschwand sogleich wieder.

Kaum war Paul auf seinem Zimmer, als ihm ein Brief gebracht wurde. Er war von einem jüngeren Bruder Fallati's, der einen Tag zum Besuch in Goselitz gewesen war und dort Freundschaft mit Paul geschlossen hatte, wie es bei jungen Leuten gleichen Alters gewöhnlich geschieht. Der junge Anton Fallati schrieb, er habe von seinem Bruder Theodor erfahren,

daß Paul schon heut zurück sei und fragte an, ob Paul nicht am Nachmittag mit ihm zusammen sein könne. Ganz erfreut antwortete Paul bejahend. Die Bekanntschaft mit Anton Fallati schien ihm eine höchst angenehme. Anton hatte ihm von einer Menge von Dingen erzählt, die Paul bis dahin ganz unbekannt waren und wie alle ähnlichen Naturen, suchte Paul zwar das Neue und Unbekannte aus einer gewissen Lässigkeit nicht auf; kam es ihm aber von selbst entgegen, so ergriff er es mit ungewöhnlichem Eifer, denn sein Herz war wie die jungfräuliche Erde, in der jede Saat üppig aufkeimt, Kraut und Unkraut.

Paul holte Anton am Nachmittag ab. Der jüngere Fallati sah im Allgemeinen seinem Bruder ähnlich, hatte aber nicht das feine, interessante Gesicht des Inspektors. Das sah man auf den ersten Blick, daß er Paul an Gewandtheit und Lebensklugheit weit übertreffe. Er war ein ächtes, gewitztes Berliner Kind und zwar von der schlimmeren Sorte. Es fehlte ihm die Gutmüthigkeit des richtigen Berliners, die trotz aller sogenannten Dummdreistigkeit und Spottsucht schließlich doch die Oberhand behält.

Zu Paul's geheimem Erstaunen nahm Anton Fallati unter den Linden einen Miethswagen — es war Sonntag — und kommandirte: Nach Tegel! Paul fühlte sich zuerst etwas unheimlich mit seinem zwanzigjährigen Begleiter in dem offenen Wagen; es war ihm, als sähen alle Leute ihn an und fragten ihn, wie er, der Ober-Sekundaner, hier in die elegante Chaise komme, ohne älteren Begleiter. Aber die ruhige, nachlässige Miene seines Bekannten, der seine Cigarre so gleichgültig rauchte, als verstehe sich das Alles von selbst, gab ihm allmählich seinen Gleichmuth zurück. Er fand sich in die neue Lage und dachte nur, welche großen Augen Tante Franz machen werde, wenn sie ihn in dem Wagen sehe. Aber die saß ja ruhig zu Hause und vermuthete den Neffen bei irgend welchem befreundeten Schulgenossen.

In Tegel, oder richtiger in Schulzendorf, unmittelbar hinter Tegel, bestellte Anton Fallati eine Flasche Sekt.

„Ich habe gestern Glück gehabt!" sagte er mit einem übermüthigen Lächeln.

„Wie so Glück? Haben Sie in der Lotterie gewonnen, oder ein gutes Geschäft gemacht?"

Paul wußte nämlich, daß sein junger Freund bereits unter der Obhut des Vaters, oder auch ohne dieselbe, an der Börse Geschäfte mache.

Anton schüttelte leicht den Kopf.

„Nein, im Spiel und in der Liebe — was selten ist!" antwortete er. „Ich habe gestern vier und zwanzig Fritzen gewonnen, und die Bertha — doch, das will ich lieber nicht sagen!"

Er rauchte selbstgefällig seine Cigarre. Auch Paul rauchte — das lernt man auf dem Lande und in der Stadt bald genug. Paul fragte nicht weiter; die Mittheilungen Anton's ließen ihn nach dieser persönlichen Richtung hin ziemlich ruhig. Ihn hatte mehr interessirt, was ihm Anton in Goselitz über das Leben und Treiben der höheren Offiziere, der Grafen und Prinzen mit bekannten Namen, über ihre Wetten, Verbindungen mit Tänzerinnen und sonstige Verhältnisse erzählt.

Der Champagner wurde gebracht. Paul glaubte zu bemerken, daß die zahlreich versammelten Familien mißmüthige Blicke nach dem Tisch der Beiden warfen, er sah auch, daß ein Herr, den Anton grüßte, diesen Gruß kaum bemerklich und sichtbar ungern erwiderte. Aber Anton plauderte ihm das Alles fort.

„Meine Bertha ist ein reizendes Mädchen," sagte er. „Nun, ich denke, Sie werden sie kennen lernen. Sie sieht der Betty Lehnert ähnlich. Alle Wetter — das ist ein famoses Frauenzimmer! Ich wünschte, sie wäre in Berlin. Doch, Teufel, ist das nicht Cibaroff? Iwan, komm zu uns, alter Junge!"

Der Angeredete, ein junger Mann von vielleicht fünfund-

zwanzig Jahren, sehr elegant gekleidet und auch sonst von gutem, nur etwas stutzerhaftem Aussehen, wollte mit einem: „Ah, Fallati, auch da?“ vorübergehen. Aber ein Blick, der schnell wie der Blitz aus den Augen Anton's zu ihm hinüberzuckte, ließ ihn still stehen. Anton stellte die beiden Herrrn vor. Cibaroff war, nach der Angabe Anton's, ein Russe, der sich in Berlin amüsirte. Auf die dringende Bitte des jungen Fallati setzte sich Cibaroff zu den Beiden und trank mit ihnen.

Anton und Cibaroff führten nur das Gespräch ausschließlich. Und welch' ein Gespräch! Der arme, unschuldige Junge, dem fast der Athem verging, hatte so etwas nie gehört. Was waren die vereinzelten Gemeinheiten der Knechte in Goselitz gegen diese, allerdings meist nur angedeuteten Gespräche über Tänzerinnen, Schauspielerinnen, Ball-Lokale u. s. w. Es schwirrte Paul vor den Ohren. Wenig verstand er, Manches errieth er. Und doch konnte und durfte er nicht merken lassen, wie wildfremd ihm das Alles vorkam, wie es sein Herz stocken machte! Ein Glück — so dachte er — daß ihm der Champagner schon ein wenig in den Kopf gestiegen. Sonst wäre er aus dem Erröthen nicht herausgekommen. Anton gab sogar Cibaroff einige Winke, sich zu mäßigen, indeß wohl nur wegen der Familien, die in der Nähe saßen.

„Wo sind Sie Abends?“ fragte Cibaroff Paul.

„Herr von Goselitz ist noch auf dem Gymnasium“, antwortete Anton für den Erröthenden. „Aber zum Herbst tritt er als Einjähriger ein, da wird er anfangen zu leben.“

„Kennen Sie die Mutter Waldau nicht?“ fragte Cibaroff.

„Nein. Wer ist das?“

„Das wird Herr von Goselitz schon zeitig genug erfahren!“ rief Anton Fallati ablehnend, aber lachend.

Nun wollte Paul wissen, wer das sei. Aber Cibaroff antwortete ausweichend und Paul hörte endlich auf zu fragen, ob-

wohl etwas verstimmt, denn er wollte nicht als Knabe behandelt sein, gerade weil er es noch war. Es wurden noch einige Flaschen Champagner geleert, an denen sich jedoch Paul nicht mehr lebhaft betheiligte. Er hatte eine natürliche Abneigung gegen das Trinken. Man nöthigte ihn auch nicht viel. Als es zum Zahlen kam, hatte Anton bereits bezahlt. Das wollte er sich nicht nehmen lassen. Er sagte, es sei ein kleiner Ausgleich für die freundliche Aufnahme in Goselitz. Später wolle er Paul nicht mehr zwingen, sein Gast zu sein.

Sie fuhren dann nach Berlin zurück. Unterwegs wurde nicht viel gesprochen. Es war zehn Uhr vorüber, als sie in Berlin anlangten.

„Ich hätte große Lust, noch zur Waldau zu gehen," sagte Cibaroff.

„Thun Sie das und amüsiren Sie sich!" rief Anton lachend. „Aber nehmen Sie meinen Freund Goselitz nicht mit. Ich könnte es nicht vor meinem Bruder verantworten."

Damit sprang er aus dem Wagen, rief Paul ein „Auf Wiedersehn!" zu und verschwand im Menschengetümmel.

„Nun, so will ich Sie nach Hause fahren!" sagte Cibaroff.

„Nein, ich begleite Sie!" antwortete Paul lebhaft. „Natürlich, wenn es Ihnen nicht unangenehm ist."

„O, mir wäre es ganz angenehm," antwortete Cibaroff. „Aber, sehen Sie, ich bin etwas bedenklich geworden. Der Ort wird von den feinsten Herren besucht, indessen man spricht nicht darüber."

„O, ich kann schweigen!" rief Paul.

„Nun, wenn Sie mir das Versprechen geben, nicht mit jungen Leuten — Sie verstehen mich schon und nehmen es mir nicht übel! — darüber zu sprechen, so will ich Sie gern dort einführen," antwortete Cibaroff. „Es hat im Uebrigen gar

keine Gefahr. Sie sind zu nichts genöthigt, was Sie nicht thun wollen. Nun, dann vorwärts!"

Er nannte dem Kutscher die Nummer eines Hauses in einer sehr guten Gegend. In fünf Minuten waren sie dort.

Das kleine, aber gut aussehende Haus trug kein Abzeichen, daß es ein öffentliches Local sei. Nur an der einen Seite des Eingangs befand sich ein Schild mit den Worten: „Peter Waldau — Weinhandlung."

Cibaroff ging voran, Paul folgte ihm in ein einfaches, freundlich ausgestattetes Local, das nur aus zwei Zimmern bestand. Es unterschied sich in Nichts von einer guten, soliden Weinstube. Nur zwei Gäste waren anwesend. Cibaroff musterte sie flüchtig und schien sie nicht zu kennen. Sie tranken ruhig eine Flasche Moselwein.

An der einen Hinterwand, hinter einem Buffet, saß eine Frau mit einem blassen, eigenthümlichen Gesicht, der Cibaroff kurz zunickte, und welche diesen Gruß ebenfalls etwas lässig erwiderte. Die Frau, die eine etwas geschmacklos aufgeputzte Haube trug, mochte einst schön gewesen sein. Jetzt war ihr Gesicht schlaff, faltig, von der Zeit gealtert, ausdruckslos. Das Eigenthümliche bestand eben in diesem Mangel jedes Ausdrucks. Es sah aus, wie ein Gesicht von Wachs.

Cibaroff trat zu ihr und fragte mit gedämpfter Stimme, ob Bekannte da seien und wer. Die Frau nannte ihm einige Namen. Ihr Mund bewegte sich kaum dabei und ihr Auge, obwohl sonst von einem schönen tiefen Blau, blieb kalt und glanzlos.

„Nun, das ist gut" sagte Cibaroff. „Kommen Sie, wir wollen hineingehen."

Neben dem Buffet führte eine Thür nach einem kleinen Hinterzimmer, das auch einen Ausgang nach dem Flur hatte. Dort hingen sie Hut und Ueberzieher an einen Kleiderständer.

Paul war nachdenklich. Das Gesicht der Frau war ihm aufgefallen. Hatte er es jemals gesehen? Kannte er ein ähnliches?

„Ist das die Mutter Waldau?" fragte er leise seinen Führer.

„Ja, das ist sie."

„Also die Frau des Weinhändlers?" fragte Paul.

„Das weiß ich nicht; wir nennen sie Mutter Waldau. Den Mann habe ich noch nicht gesehen."

Damit öffnete er eine Thür, und mit den Worten: „Nun, ich führe Sie, ich gehe voran," trat er ein. Paul bemerkte ein geräumiges Zimmer, glänzender ausgestattet als die vorderen, mit schönen Spiegeln, einem Billard in der Mitte und einer Anzahl von Tischen an den Wänden und an den Fensterpfeilern. Es mochten ungefähr fünf bis sechs Herren im Zimmer sein, so weit Paul flüchtig bemerkte. Zwei spielten Billard, die Anderen saßen an einem Tisch und tranken. Außer den Herren bemerkte Paul drei junge Mädchen in seidenen Kleidern. Sie schienen ihm sehr schön und elegant. Paul hatte kaum auf den Festlichkeiten im elterlichen Hause feinere Damen gesehen und schönere gewiß nicht. Die Eine stand am Billard und sprach lachend mit den Spielern. Die beiden Anderen saßen an dem Tische der trinkenden Herren.

Alle blickten auf, als die Beiden eintraten. Paul verbeugte sich so artig und regelrecht, wie man es von seinem natürlichen Anstande und seiner Höflichkeit erwarten konnte, was die drei jungen Damen veranlaßte, sich ebenfalls etwas ceremoniös und mit einem leichten Lächeln zu verneigen. Die beiden Sitzenden standen sogar auf, vielleicht weil Paul aussah wie ein junger Prinz.

„Meine Herren," sagte Cibaroff leicht und sicher, etwas scherzend, „ein neuer Freund — Baron Paul von Goselitz."

Dann nannte er schnell die Namen der anderen Herren. Paul verstand nichts weiter, als Baron — Graf — Herr von —, doch war es ihm, als seien einige bekannte Namen an seinem Ohr vorübergerauscht. „Mathilde — Emma — Hulda!“ fügte Cibaroff dann hinzu, mit der Hand schnell hintereinander auf die jungen Mädchen deutend.

So unerfahren Paul auch war, so wußte er doch, daß er hier keine Dame von Stande treffen könne. Indessen waren es für ihn doch immer weibliche Wesen, die er stets mit Achtung und mit einer gewissen Rücksicht zu behandeln gewohnt war. Paul verbeugte sich also drei Mal ganz vorschriftsmäßig gegen jede der ihm Genannten, und diese, theils dem unwillkürlichen Antriebe folgend, der Artigkeit mit Artigkeit zu erwidern zwingt, theils vielleicht aus Scherz, machten ihm einzeln eine ganz stattliche Reverenz. Für keine einzige Person im Zimmer konnte es jetzt noch ein Geheimniß sein, daß Paul ein vollkommener Neuling war.

In den Augen der Mädchen schadete ihm das sicher nicht. Allerdings waren die anwesenden jungen Männer sämmtlich stattliche Figuren mit kräftigen jugendlichen Gesichtern. Aber es fehlte ihnen jener für die erfahreneren Frauen so verführerische Hauch der Naivität, also auch das feine, bescheidene, ächt jünglingshafte Wesen Paul's. Mathilde namentlich, eine schöne Blondine von junonischer Gestalt, mit großen und heiteren blauen Augen — sie hatte vorher bei den Billardspielern gestanden — verließ keinen Blick mehr von ihm.

Cibaroff und Paul setzten sich zu den trinkenden Herren — es waren ihrer vier; — ein Tisch wurde herangeschoben, auch Mathilde setzte sich zu den Herren und zwar zwischen Cibaroff und Paul. Der „Russe“ schien sie zu bevorzugen.

„Lassen Sie Mathilde in Ruhe, Goselitz!“ sagte er lachend

und vertraulich zu Paul. „Sie ist meine Favoritin und ich bin eifersüchtig."

„Thorheiten!" rief Mathilde ebenfalls lachend. „Ich bin Niemandes Favoritin. Mein Herz ist frei!"

Paul saß auf Kohlen. Die Stimmung, in welcher er Cibaroff gebeten, ihn mitzunehmen, war verraucht. Nun befand er sich in einer ihm ganz fremden Welt. Den Ton seiner neuen Genossen konnte er nicht anschlagen, denn er war ihm fremd. Und was er selbst sagte, klang ihm absonderlich und knabenhaft in solcher Gesellschaft. Er schätzte sich noch glücklich, daß er neben Mathilde und nicht neben den beiden Anderen saß, die sich allerlei Freiheiten mit ihren Nachbarn herausnahmen und von ihnen Du genannt wurden. Mathilde schonte sichtlich die Unerfahrenheit des jungen Mannes, ob aus Klugheit und Rücksicht gegen Cibaroff, oder aus einem Rest natürlichen Schicklichkeitsgefühls — das ließ sich jetzt schwer erkennen. Es wurden Lieder gesungen — man nahm wenig Rücksicht auf Paul. Endlich schlug Cibaroff vor, Champagner zu trinken und ein Spiel zu machen. Paul wollte die Gelegenheit benutzen, um sich zu entfernen. Aber nun baten ihn die Anderen zu bleiben. Man ging in ein Nebenzimmer und es begann jenes einfachste aller Hazard-Spiele, in welchem die linke Karte für den Bankhalter, die rechte für den Ponteur schlägt. Paul kannte es von Hause her, und hatte zuweilen ein Viergroschen-Stück gewagt, wenn Gärtner, Unter-Inspektor, Brenner und andere Honoratioren des Schloßhofes Sonntags Abends in Abwesenheit des Barons ein Spielchen machten.

Hier ging es anders zu. Es wurden Thaler gesetzt, dann zeigten sich auch Friedrichsd'ors und Zehnthalerscheine. Paul war entschieden im Glück. Er hatte sich darauf gefaßt gemacht, zehn Thaler zu verlieren. Geld hatte er ja in der Tasche. Er sollte seine Reitstunden und verschiedenes Andere bezahlen und

trug das Geld noch bei sich. Aber er hatte bald funfzig Thaler gewonnen. Nun rieth man ihm, selbst Bank zu halten. Er gewann abermals. Einige von den neuen Genossen lachten über das Glück des Neulings; Andere wurden verdrießlich. Paul brannte das Geld in den Händen. Er hätte so gern verloren.

„Ja, diese Landfüchse sind klüger, als wir in der Stadt!" lachte ein blonder Graf.

„Aber, mein Gott, so gewinnen Sie doch!" rief Paul. „Ich kann ja nichts dafür!"

Man lachte noch mehr. Die Mädchen waren hinzugekommen, nahmen von Paul's Gelde und pontirten selber. Die Uhr schlug zwölf, eins, zwei. Einige erklärten, sie müßten nun gehen. Paul hatte dreihundert Thaler gewonnen.

Die Wangen glühten ihm. Er bat um die Erlaubniß, die Zeche zu bezahlen — er benahm sich durchaus als Kavalier. Man hinderte ihn daran. Er hatte es mit leichtsinnigen aber anständigen Leuten zu thun — Einen ausgenommen. Natürlich versprach er am nächsten Abend wiederzuerscheinen. Mathilde entließ ihn mit einem zärtlichen Händedruck. Auch die beiden anderen Mädchen sparten ihre Blicke nicht. Paul war so zu sagen der Held des Abends gewesen.

Der Morgen graute, als er mit Cibaroff nach der Behrenstraße ging. Sein Kopf brannte, die Straße kam ihm ganz unheimlich vor. Er hatte eine dunkle Ahnung, daß diese Gesellschaft für ihn nicht passe, daß ein Gymnasiast nicht dahin gehöre. Aber in diesen Gedanken mischte sich doch auch eine gewisse Befriedigung, daß er mit dem Grafen So und So, dem Baron So und So zusammen gewesen, daß er von ihnen als ihres Gleichen behandelt worden.

Cibaroff war schweigsam, düster.

„Ich habe all' mein Geld verloren, Goselitz," sagte er.

„Und doch brauche ich morgen nothwendig hundert Thaler. Würden Sie mir das Geld bis morgen Abend leihen?“

Paul war ihm fast dankbar, daß er ihm einen Theil des so leicht erworbenen Geldes, das ihn drückte, abnahm und reichte ihm mit zitternden Händen die Scheine. So trennten sie sich, Jeder mit dem Andern zufrieden. Paul stieg auf den Zehenspitzen zu seinem Zimmer empor. Es war ihm, als müßten Alle im Hause schon munter sein und ihn sehen. Er schlüpfte in's Bett, schlief aber erst nach einigen Stunden ein und Wilhelm mußte ihn wecken, was sonst nie nöthig gewesen war.

Wie seltsam muß es einem Ober-Sekundaner zu Muthe sein, wenn er Cicero übersetzen und arithmetische Gleichungen lösen soll, und ihm der Kopf noch schwer ist vom Champagner-Rausch, wenn er fortwährend vor seinen Ohren die Worte hört: Zwei Friedrichsd'or auf die Neun! Fünf Thaler auf das Aß! und drei kokette Mädchengesichter sich trotz all' seines guten Willens, bei der Sache zu bleiben, sich immer wieder aus dem Cicero erheben und an der schwarzen Tafel mit den heut ganz unlösbaren Gleichungen vorbeiziehen! Er war glücklich, daß er mit einigen leichten Verweisen davonkam, noch glücklicher, daß die Tante heut wegen Kopfschmerzen in ihrem Zimmer blieb und nicht zum Essen erschien, denn er hätte ihr heut nicht frei in's Gesicht sehen können! Auch quälte es ihn, daß er sich keinem Freunde anvertrauen konnte. Er ging am Nachmittag zu Anton Fallati. Aber der war sehr beschäftigt und sagte nur halb ernst, halb spaßend: „Ich weiß Alles, lieber Baron! Ich bin nicht schuld daran, ich wasche meine Hände in Unschuld. Nehmen Sie sich in Acht: wie gewonnen, so zerronnen!“

Paul war bis zum Abend in fieberhafter Ungeduld. Vor neun Uhr konnte er nicht zur Mutter Waldau gehen. Aber mit dem Glockenschlage trat er dort ein. Die Frau saß unbeweglich, wie am vergangenen Abende, an ihrem Buffet und beachtete

den Fremden kaum. Im Hinterzimmer befand sich nur Mathilde, sonst Niemand, der Abend war auch zu schön, als daß man ihn in der Stube hätte zubringen sollen! Paul ließ sich eine Flasche Wein geben und bat Mathilde, ihm Gesellschaft zu leisten. So saßen sie fast eine Stunde ungestört neben einander.

Es mußte, trotz Allem, was vielleicht die Vergangenheit und die Gegenwart bergen mochte, ein guter Grund in dem Mädchen gewesen sein, denn sie schonte den arglosen Knaben, sie unterhielt sich mit ihm, wie sich die Wirthstochter im „Braunen Roß" in Königswalde mit ihm unterhalten haben würde. Nur das ließ sie einfließen, daß Cibaroff sich vergebliche Mühe um sie gebe, daß sie ihn nicht leiden könne, und daß man eigentlich nicht recht wisse, wer er sei. Paul fragte sie, ob sie auch Anton Fallati kenne. Sie winkte abwehrend mit der Hand.

„O, der! Der ist einer von den Schlimmsten. Der hält sich an die feinen Herren, weil da etwas zu verdienen ist. Nun, die ganze Familie —!"

Sie brach ab, da sie Erstaunen und Befremden in Paul's Zügen las. O ja, er hätte hier etwas lernen können, wäre er alt, sicher und erfahren genug gewesen, um auf diesem schlüpfrigen Boden nicht auszugleiten!

Nach zehn Uhr kamen diejenigen, die gestern am meisten verloren hatten. Man begrüßte sich in vertraulicher Weise. Es kamen einige Herren hinzu, die Paul gestern nicht gesehen, unter ihnen ein Prinz. Freilich nur ein jüngerer Sohn einer an sich schon sehr unbedeutenden fürstlichen Familie, aber doch immer für Paul ein Prinz! Wie eigen klang es ihm in die Ohren, wenn er seine Genossen den etwas blasirten und angekränkelten jungen Mann so kurz weg und vertraulich mit „Prinz" anreden hörte. Paul, obwohl er ihm in aller Form als Held des gestrigen Abends vorgestellt war, hätte das nicht gewagt. Er schwankte in der Anrede zwischen „Durchlaucht" und „Hoheit",

da er seiner Sache nicht ganz sicher war, und unterließ es lieber ganz, obwohl der Prinz sonst ganz leutselig war und ihm ungenirt den Rauch einer höchst mittelmäßigen Cigarre in's Gesicht blies.

Nach und nach kamen auch die anderen Herren, nur Cibaroff fehlte noch.

„Nun, Goselitz, wollen Sie uns heut Revanche geben?" fragte Einer.

Paul erwiederte hastig, er sei ja nur deshalb gekommen. Man lachte und schien ihn wirklich gern zu haben. Jugend, Unschuld und Freimuth pflegen selten ein Herz kalt zu lassen. Das kleine Nebenzimmer wurde geöffnet, Wein bestellt, das Spiel begann.

„Aber Herr von Cibaroff fehlt noch," sagte Paul, der dem Gebrauch gemäß zuerst die Bank nehmen sollte.

„O, der wird schon kommen, wenn es ihm gut scheint," sagte Jemand.

„Ich meine nur, er hat doch gestern auch verloren," sagte Paul treuherzig.

„O, das wird er Ihnen nicht schenken!" antwortete man ihm lachend. „Uebrigens wüßte ich nicht, daß er verloren hätte."

Darüber trat Cibaroff ein. Er schien sehr erregt, aber freudig.

„Ach, hätt' ich's nicht versprochen, ich wäre nicht gekommen!" rief er, wie zu sich selbst.

Man fragte ihn oberflächlich, was er habe. Cibaroff sprach von einem Abenteuer — ah, einem Abenteuer, wie es Einem nicht oft geboten wird!

„Nun, dann werden Sie wohl heut Unglück im Spiel haben," sagte der Prinz lachend.

„Berufen Sie es nicht!" rief Cibaroff, sich bekreuzend. „Nun denn, wir wollen sehen!"

Paul hielt seine Bank heut mit leidlicher Ruhe. Dennoch waren ihm nicht alle Ausdrücke geläufig, welche diese geübten Spieler gebrauchten; es gab zuweilen Verwirrung, und da Paul wieder im Glück war, so deutete man ihm an, er möge die Bank abgeben, was ihm auch sehr angenehm war. Er pontirte nun bei verschiedenen Bankhaltern ziemlich hoch, ließ sich inzwischen einige der gebräuchlichen, ihm unbekannten Ausdrücke erklären und verlor eine ganze hübsche Summe Geldes, ohne daß es Jemand bemerkte. Hundert Thaler hatte er Eibaroff geliehen, hundert Thaler verloren, so blieben ihm von dem Gewinn des vergangenen Abends nur noch hundert Thaler. Auch diese gingen allmählich in andere Hände über.

„Ich bin stark im Verlust," flüsterte er Eibaroff zu. „Könnten Sie mir — —"

„Im Verlust?" unterbrach ihn Eibaroff mit einem eigenthümlichen mißtrauischen Blick.

„Nun gewiß!" antwortete Paul und seine Miene verdunkelte sich.

„Warten Sie noch eine Viertelstunde!" flüsterte ihm nun Eibaroff zu. „Vielleicht gewinne ich!"

Paul hatte noch ungefähr hundert und zwanzig Thaler; aber in diese war der Hundertthalerschein eingerechnet, den er von Hause mitgebracht, um damit Rechnungen, Stunden u. s. w. zu bezahlen. Der Prinz hielt gerade Bank. Paul, der durch den Verlust aufgeregt zu werden begann, hoffte durch einige Wagnisse, wie sie den Andern zuweilen glückten, seinem schwindenden Glück aufzuhelfen. Er setzte den Hundertthalerschein auf die Dame, mit dem Zusatz, wie er es von den Andern gelernt: Gilt für zehn! Die Dame fiel links. Der Prinz zog den Schein ein. Paul wollte ihm bemerkbar machen, daß der Schein nur für zehn Thaler habe gelten sollen — aber die Worte blieben ihm in der Kehle stecken — er wußte nicht, ob er „Durch-

laucht", oder „Hoheit" sagen sollte — das Spiel ging weiter — Schweißtropfen traten Paul auf die Stirn — er besaß jetzt nur noch zwanzig Thaler!

Auch die Mädchen waren wieder in das Spielzimmer gekommen, und da Paul glaubte, daß sie ihn aufmerksam betrachteten, so zwang er sich zur Ruhe. Er hatte ja am Ende noch hundert Thaler von Cibaroff zu fordern und also nichts verloren.

Der Prinz gab die Bank mit einigem Verlust ab, und Cibaroff, der viel gewonnen, übernahm sie, in dem alten Spielerglauben, daß er die glückliche Ader ausbeuten müsse.

Paul war bereits ergriffen von der Aufregung des Spieles. Und wäre er das auch nicht gewesen, so wollte er doch weiter spielen, um kein Aufsehen zu erregen. Er machte es wie die Andern, riß ein Blatt Papier in zehn kleine Theile und schrieb auf jedes „Zehn Thaler, Goselitz."

„Haben Sie kein baares Geld mehr?" fragte Cibaroff verdrießlich, als Paul seinen ersten „Bon" setzte. Paul schüttelte nur den Kopf. Cibaroff fing an, ihm unangenehm zu werden; er fand, daß die Manieren dieses Herrn nicht im Einklang ständen mit dem zwar leichtfertigen, aber doch immer noch kavaliermäßigen Ton der andern Genossen.

Eine Zeit lang schwankte das Glück hin und her — Cibaroff gewann, verlor; nur Paul hatte Unglück und einer seiner Bons nach dem andern wanderte zu Cibaroff. Allmählich aber gerieth auch dieser entschieden ins Unglück. Das baare Geld und die Scheine, die er vor sich zu liegen hatte, verschwanden, er zahlte bereits mit den Bons aus, die er gewonnen. Sein Gesicht war bald dunkelroth, bald blaß. Man sah, daß er im höchsten Grade erregt war.

„Geh fort!" rief er heftig Mathilde zu, die hinter ihm stand. „Du bringst mir Unglück!"

Die Herren lachten und pontirten noch höher. Cibaroff warf die Karten hin.

„Verdammt!“ rief er. „Alles ist gegen mich. Goselitz, geben Sie mir hundert Thaler!“

„Ich habe sie nicht,“ antwortete Paul, dem bei dem Gedanken, daß er das ihm zu Hause anvertraute Geld bis auf ungefähr zwanzig Thaler verloren habe, doch wunderlich zu Muthe ward.

„Wie? Und Sie haben gestern dreihundert Thaler gewonnen?“ rief Cibaroff. „Nennen Sie das Revanche?“

„Ich kann doch nichts mehr thun, als mein Geld wieder verlieren!“ antwortete Paul gereizt. „Im Uebrigen haben Sie ja hundert Thaler von mir; ich bitte Sie, meine Bons damit einzulösen.“

„Das fällt mir nicht ein,“ rief Cibaroff aufspringend. „Auch merken Sie sich, man spricht nicht von solchen Sachen.“

„Weshalb nicht?“ fragte Paul, dem das Blut zu Kopf stieg. „Ich habe doch gehört, daß die Herren in derselben Weise mit einander abrechneten. Ich bitte Sie also meine Bons einzulösen. Ich kann es nicht, da ich außer dem gestern gewonnenen Gelde auch noch die hundert Thaler, die ich besaß, verloren habe.“

„Und mit einer solchen Lumperei kommen Sie hierher und spielen?“ rief Cibaroff, dem in seiner Wuth Streit ein Bedürfniß war.

„Ruhig! Ruhig!“ riefen jetzt die Andern. „Goselitz ist im Rechte.“

„Nein, er durfte mich hier nicht an die hundert Thaler erinnern — er — ein solcher Knabe — —“

„Oh! Oh!“ rief es von allen Seiten. „Still! Machen Sie Ihre Rechnung, Cibaroff!“

„Erst mit Diesem!“ rief er, auf Paul deutend. „Drängen Sie sich nicht in Gesellschaft, in die Sie nicht gehören, Sie alberner Bursche!“

Paul stand sprachlos. Er war sehr blaß geworden. Zum ersten Male in seinem Leben widerfuhr ihm ein solcher Schimpf, und dieses erste Mal in der Gesellschaft neuer Bekannten, Prinzen und Grafen. Wie der Blitz fuhr es ihm durch den Kopf, daß es nicht anders habe kommen können, daß er die Schuld trage. Zugleich aber sagte er sich, daß seine Ehre für immer unter seinen Standesgenossen kompromittirt sei, wenn er diesen Schimpf auf sich sitzen lasse.

„Herr von Eibaroff," rief er, „Sie haben mich selbst hier eingeführt. Ihr Benehmen ist unehrenhaft. Sie werden mir Genugthuung geben . . ."

„Genugthuung — einem Gymnasiasten, einem Schüler!" rief Eibaroff hohnlachend. „Nein, meine Herren — nicht wahr, das ist zu viel verlangt!"

Aber jetzt sprang Paul auf ihn zu — todtenbleich. In demselben Augenblick warf sich Mathilde zwischen ihn und den „Russen".

„Um Gotteswillen!" rief sie. „Lassen Sie ihn. Er ist ja ein Betrüger — er ist kein Baron."

Diese Worte waren nur für Paul bestimmt gewesen, aber Alle hatten sie gehört.

„Was redet das Frauenzimmer!" schrie Eibaroff. „Hinaus, Dirne, oder ich steche Dich nieder!"

„Ich fürchte mich nicht!" antwortete Mathilde, ihm trotzig in die Augen schauend. „Mit diesem unerfahrenen jungen Mann sollen Sie keine Händel anfangen. Und nennen Sie mich nicht noch einmal Dirne. So verworfen ich sein mag — nie werde ich so tief sinken, wie Sie!"

Ein dumpfer Ruf von Eibaroff's Lippen — dann ein Zucken der Hand, und mit einem gellenden Schrei stürzte Mathilde hintenüber. Das Blut strömte aus der Brust über ihr helles Kleid.

Alle standen entsetzt ringsum, vollkommen betäubt. Vor wenigen Minuten noch der Klang des Silbers und Goldes, Lachen und Necken, und nun ein sterbendes Weib am Fußboden, ein Mörder mit dem Messer vor ihr stehend.

Cibaroff schien einer von den Menschen, denen die Wuth den Verstand raubt, bei denen sie den Charakter der Raserei annimmt. Mit gerötheten Augen, zusammengepreßten Lippen stand er da und hielt den stieren Blick auf die Zuckende gerichtet. Dann fuhr er plötzlich zusammen und sein Auge suchte Paul, der bleich, wie eine frisch getünchte Wand, sich an den Tisch lehnte, seiner Sinne kaum mächtig. Es schien fast, als wolle sich Cibaroff auf Paul stürzen. Aber ein großer starker Mann, ein Baron Warstein, der sich ebenfalls bei dem Spiel betheiligt, sprang auf ihn zu, ergriff den rechten Arm Cibaroff's am Knöchel, wand ihm das Messer aus der Hand und warf es weit fort.

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu!" rief er. „Das ist kein Edelmann — das ist ein Mörder!"

Cibaroff schien plötzlich zum Bewußtsein seiner Lage gekommen. Er erbleichte, blickte hastig und ängstlich um sich und sprang dann nach der Thür. Aber in dieser standen bereits zwei Herren — dieselben, welche am vergangenen Abend in dem Vorderzimmer eine Flasche Wein getrunken hatten — der gellende Schrei Mathildens oder auch das Kreischen der beiden andern Mädchen hatte sie herbeigelockt. Jeder von ihnen ergriff einen Arm Cibaroff's und obwohl der Mörder sich verzweifelt wehrte, biß und mit den Füßen stieß, waren ihm doch im Augenblick die Arme auf dem Rücken zusammen gebunden. Er blickte auch jetzt noch mit irren Blicken um sich, ob er nicht fliehen könne. Dann sank er auf einen Stuhl.

„Sie warf sich mir entgegen!" stöhnte er. „Ich wollte sie nur erschrecken."

Einer von den beiden Herren zog eine Karte hervor und reichte sie dem Baron Warstein.

„Meine Herren," sagte er, „das Lokal stand seit einigen Tagen unter polizeilicher Aufsicht, zum Theil wegen dieses Mannes" — er zeigte auf Eibaroff — „den wir für einen aus Petersburg entwichenen Betrüger halten. Ich bin der Polizei-Lieutenant Weiß, wie Sie aus dieser Karte ersehen. Nennen Sie mir Ihre Namen. Vielleicht kann die Angelegenheit ohne allzugroßes Aufsehen geregelt werden."

„Und das Mädchen?" fragte einer von den jungen Männern.

„Es ist bereits nach einem Arzt geschickt," sagte der Polizei-Beamte. „Inzwischen will ich selbst sehen."

Er beugte sich nieder. Mathilde lag lang ausgestreckt, die Schultern wie in heftigem Schmerz verzogen, auf dem Fußboden. Das blutbefleckte helle Kleid machte für den Augenblick eine genaue Untersuchung unmöglich. Sie hatte die Augen fest geschlossen, die Lippen ein wenig geöffnet — für Paul, der nie einen Todten gesehen, eine entsetzliche Erscheinung! Und um seinetwillen war das geschehen! Er hielt sich am Tisch fest, die Füße zitterten ihm. Er hätte vielleicht mit Eibaroff, wenn es dazu gekommen wäre, auf Tod und Leben gerungen. Aber das Schauspiel, wie es sich ihm jetzt darbot, dieser plötzliche Uebergang von der wildesten Aufregung zum Schweigen des Todes beraubte ihn aller Fassung.

„Noch ist Leben vorhanden — wenigstens scheint es mir so," sagte der Polizei-Lieutenant.

„Aber wo ist denn die Wirthin?" rief einer der jungen Männer.

„O, die rührt sich um solcher Dinge willen nicht von ihrem Fleck!" antwortete der Lieutenant. „Nun, meine Herren, Ihre Namen!"

Er verzeichnete sie der Reihe nach in seiner Brieftasche.

Paul konnte den seinigen kaum nennen. Als er seinen „Stand" angab, Gymnasiast, zog der Beamte die Brauen hoch und musterte ihn schärfer.

„Nun, Herr Baron," wandte er sich dann zu Warstein, „geben Sie mir gefälligst eine vorläufige Erklärung des Vorfalls. Das Genauere wird sich später finden."

Warstein erzählte. Paul hatte sich auf einen Stuhl gesetzt; ihm wurde dunkel vor den Augen, fast wäre er in Ohnmacht gesunken. Als der Polizei-Beamte hörte, daß Paul durch Eibaroff eingeführt worden, wurde er aufmerksamer und erkundigte sich leise nach Paul's Verhältnissen. Man sagte ihm, was man wußte. Paul selbst gab dann mit zitternder Stimme Bericht über sein erstes Zusammentreffen mit Eibaroff.

Dieser saß noch immer regungslos auf seinem Stuhl, den Kopf tief niedergebeugt. Einige Fragen, die der Beamte an ihn richtete, beantwortete er erst nach mehrmaliger scharfer Anrede, und dann verwirrt und wie geistesabwesend. Er schien sich bereits eine Rolle entworfen zu haben und spielte sie nicht schlecht.

„Ich habe keinen Grund, Sie länger zurückzuhalten, meine Herren," sagte der Beamte. „Wahrscheinlich empfangen Sie schon im Laufe des Tages eine Vorladung. Sorgen Sie selbst durch Ihre Verschwiegenheit dafür, daß nichts von dieser Angelegenheit in's Publikum dringt. Ist das einmal geschehen, so können wir nichts mehr thun."

„Und ich?" fragte Paul, als die Anderen sich zum Gehen anschickten.

„Nun, Sie gehen auch nach Hause!" sagte Warstein, ein junger Gutsbesitzer, der sehr gutmüthig zu sein schien. „Schlafen Sie aus! Sie sind nicht Schuld an der Sache!"

„Ich soll nach Hause gehen, allein sein — mit diesem Bild vor Augen!" rief Paul entsetzt.

„Ich werde Sie begleiten," sagte Warstein. „Kommen Sie!"

In diesem Augenblick erschien auch der Arzt, ein junger, wie man es nennt, noch etwas „grüner" Mann, mit einem zwar intelligenten aber auch etwas arroganten Gesicht. Er ließ die Verwundete auf ein Sopha legen, Wasser herbeibringen und erklärte nach kurzer Untersuchung, daß die Wunde gefährlich, aber nicht tödtlich sei. Paul athmete auf. Der Arzt blieb, um sich den interessanten Fall von den andern Mädchen erzählen zu lassen. Zwar sprach der Polizei-Beamte eine Zeit lang leise mit ihm und suchte ihn zu bewegen, in dieser außergewöhnlichen Angelegenheit um der unschuldig dabei Betheiligten willen diskret zu sein. Der junge Arzt gab jedoch keine bestimmte Erklärung ab. Er war, wie gesagt, noch ein Neuling, dem die Neben-Umstände eben so „interessant" schienen, wie die Verwundung selbst.

Die jungen Herren entfernten sich in sehr gedrückter Stimmung. Warstein blieb bei Paul, als sich die Schaar auf der Straße getrennt hatte. Paul schob seinen Arm unter denjenigen des älteren Genossen. Er wäre kaum im Stande gewesen, sich allein aufrecht zu erhalten.

„Eine sehr, sehr fatale Geschichte!" sagte Warstein. „Nun, uns kann man nicht viel anhaben. Ein Verweis wegen des Spiels — weiter nichts! Was mit der Mutter Waldau, der Hexe, geschieht, ist mir ziemlich gleichgültig. Die ist mit allen Hunden gehetzt. Aber das Mädchen, die Mathilde, thut mir leid. Sie war wirklich nicht so schlecht. Man sieht es schon daraus, daß sie ein Duell zwischen Ihnen und Eibaroff verhindern wollte. Der Kerl hätte Sie gewiß ohne Erbarmen über den Haufen geschossen. Von jetzt ab soll mir Niemand mehr sagen, daß es keine Ahnungen giebt. Ich habe den Menschen nie leiden mögen, und immer, wenn ich ihn sah, in seiner Hast und Aufgeregtheit, mit seinem mißtrauischen Wesen — er sah immer aus, wie ein Hund, der etwas ausgefressen hat und Prü-

gel erwartet! — überkam mich ein Gefühl, als müßte mit dem einmal etwas Besonderes passiren! Also ein Betrüger soll es sein. Nun ja — er ist ja durch Fallati eingeführt worden! Gleich und Gleich gesellt sich gern."

„Ist es mit Fallati auch nicht in Ordnung?" stotterte Paul.

„Lieber Himmel, darüber kann man nichts Bestimmtes sagen! Die ganze Familie steht nicht in besonderem Ruf," antwortete Warstein. „Der älteste Sohn freilich soll ein ganz tüchtiger Oekonom sein."

„Der ist bei meinem Vater," sagte Paul. „Daher kenne ich Anton."

„Richtig, ja, ich hörte davon!" sagte Warstein. „Früher war's auch ein toller Bursche. Jetzt hat er sich wohl die Hörner abgelaufen. Doch, lieber Junge, hier ist die Behren-Straße! Da über der katholischen Kirche graut der Morgen. Adieu! Und seien Sie hübsch vernünftig! Sie haben keine Schuld, haben sich im Gegentheil brav und ruhig benommen. Das können wir Alle bezeugen! Gute Nacht oder — guten Morgen!"

Er drückte Paul die Hand und ging weiter, den Linden zu.

Paul stand allein. Was half es ihm, daß er sich brav und ruhig benommen! In seinem Herzen war keine Ruhe. Immer stand das wilde Gesicht Cibaroff's vor ihm, und neben diesem das bleiche Gesicht des leblosen Mädchens, aus deren Brust das rothe Blut rieselte. War es denn möglich, daß dies Alles wirklich geschehen? War es nicht etwa ein Traum? Er stand an der Ecke der Friedrichs-Straße still. Die Straßen waren bereits von trübem Dämmerlicht erfüllt. Hin und wieder ging ein Mann schnell an ihm vorüber. Auch eine weibliche Gestalt strich zuweilen an ihm vorbei. Er dachte immer an Mathilde und mußte wohl seltsam bleich und verstört aussehen, denn alle Vorübergehenden sahen ihn groß an und schritten dann schneller weiter.

Langsam, schwankend ging er nach Hause. Er konnte es immer noch nicht fassen. Sein Leben war bis dahin so wunderbar ruhig verflossen — jenes Zusammentreffen mit Onkel Kurt hatte bis jetzt die einzige außergewöhnliche Episode in demselben gebildet — am Sonntag war er noch so harmlos zu Anton Fallati gegangen, und seitdem hatte es ihn ergriffen, wie ein Rausch, wie ein Wirbel, ein Strudel — er konnte sich kaum mehr auf alle Einzelnheiten besinnen — —

Was nun? Es war ihm eine Art von Trost, daß er sich in guter Gesellschaft befunden — als solche mußte er sie betrachten, wenn auch ältere und erfahrene Männer darüber vielleicht anders urtheilten! Aber das junge Mädchen, das sich so aufopfernd für ihn gezeigt! Wenn sie starb — konnte er dann je wieder ruhig werden? Was half es ihm, daß er sich sagte, der Betrüger Eibaroff sei an Allem Schuld! Hatte er nicht selbst verlangt, mit zur Mutter Waldau genommen zu werden, und hatte nicht Eibaroff in gewissem Sinne Recht gehabt, wenn er ihn als einen Knaben behandelt?

Paul stand vor seiner Hausthür. Er wußte nicht, sollte er auf sein Zimmer gehen, oder ja — was konnte er denn thun? Es war ihm, als ob die ihm Gedanken davonflögen, er konnte sich nicht klar werden. Er stand noch immer unter dem Eindruck einer gewaltigen Betäubung. Endlich schloß er die Thür auf und schlich nach seinem Zimmer, wie ein Verbrecher. Dort erst löste sich seine stumme Verzweiflung. Er begann zu schluchzen und brach endlich in Thränen aus. Er schwur sich selbst, nie wieder einen unüberlegten Schritt zu thun. Ja — wenn unsre Thaten immer von unserm Willen abhingen!

Darüber schlief er, angekleidet auf einem Stuhl sitzend, ein. Als er erwachte, fuhr er in die Höhe. Das ganze entsetzliche Schauspiel der vergangenen Nacht stand ihm sogleich wieder

wie glühendrother Feuerschein vor der Seele. Nein, es war leider kein Traum! Ob Mathilde jetzt todt war? Und wenn der Vorfall ruchbar wurde — —!?

Sein erster Gedanke war, sich der Tante zu entdecken, ihr Alles, Alles zu sagen. Aber wie würde sie es aufnehmen? Zwar hatte sie ihn lieb, das wußte er. Aber zu Hause war ihm so oft eingeschärft worden, die Tante zu schonen, in keiner Weise zu erzürnen, weil sie ihm sonst ihr Vermögen entziehen würde, daß er mit Schrecken daran dachte, sie könne ihm böse werden. Und vielleicht dachte er mehr noch daran, man werde es ihm im elterlichen Hause nicht verzeihen, wenn er eine Thorheit begehe. Es war ja möglich, daß von der Sache nichts bekannt wurde. Nach Paul's Ansicht konnte ein Vorfall, bei dem ein Prinz und eine Anzahl Grafen betheiligt waren, überhaupt nicht in die Oeffentlichkeit kommen. Zwar fehlte ihm das Geld, um die Stunden zu bezahlen. Aber er konnte ja die Lehrer vertrösten, konnte auch Anton Fallati bitten, ihm Geld vorzustrecken, bis er die Summe von seinem Taschengeld erspart. Armer Junge! Wenn Alles immer so käme, wie die unschuldige, vertrauensvolle Jugend es hofft und erwartet — wenn es keine bösen Zufälligkeiten gäbe, die man so verschieden benennt: Verhängniß, Unglück, Schicksal!

Paul eilte nach seinem Gymnasium — es war hohe Zeit; er kam dennoch zu spät. Indessen ging ihm das hin, da der Lehrer, der die erste Stunde hielt, ihn gern leiden mochte. In der Zwischenstunde um zehn Uhr kam der Hausdiener und sagte Paul, daß ihn ein Herr zu sprechen wünschte. Paul erbleichte. Er dachte an Polizei, Gericht, an alles Mögliche — ihn schmerzte der Kopf. Als er aber nach dem großen Hauptkorridor kam, sah er nur Anton Fallati.

Anton war etwas verstört.

„Um Gotteswillen,“ flüsterte er, „was ist denn vorgefallen?

Ich habe einen Bekannten auf der Polizei, der war vor einer Stunde bei mir. Aber ich bin nicht klug daraus geworden. Erzählen Sie!"

Paul erzählte. Fallati lauschte, überlegte aber zugleich.

„Also das ist es!" sagte er dann. „Eine gräßliche Geschichte! Welch' Glück, daß ich nicht dabei war! Cibaroff soll ein Betrüger, ein schlechter Mensch sein — das halte ich fast für unmöglich! Nun, es wird nicht so schlimm werden. Aber Eines müssen Sie mir versprechen, Goselitz: Sie dürfen mich nicht nennen! Sie wissen, ich habe Ihnen abgeredet. Wenn mein Vater — wenn mein Bruder erführe, daß Sie Cibaroff durch mich kennen gelernt, ich müßte fort, in die weite Welt. Sagen Sie wenigstens nichts zu Ihrem Vater, zu Ihrer Tante! Geben Sie mir Ihr Ehrenwort!"

Fallati sprach noch mehr, jammerte, weinte — es that Paul in der Seele weh. Der arglose Jüngling schloß von sich selbst auf die Verzweiflung Fallati's. Ungefähr wie ihm, der ja auch schuldlos war, mußte Fallati zu Muthe sein. Er gab sein Ehrenwort, Fallati nicht zu nennen, sondern zu sagen, er habe Cibaroff anderswo kennen gelernt; wenigstens dem Vater und der Tante wollte er nichts von der Spazierfahrt nach Tegel und ihren verhängnißvollen Folgen erzählen.

„Ich verlasse mich auf Ihre Ehre als Edelmann!" sagte Fallati, als er ging. Wie mancher gute, ehrliche Junge ist mit den Worten elend gemacht worden!

Mit Zittern und Zagen erwartete Paul die Vorladung der Polizei. Als er Mittags nach Hause kam, war noch Niemand dagewesen. Die Tante kam abermals nicht zum Essen, da sie sich noch unwohl fühlte. Paul ging zu ihr. Es brannte ihm auf der Seele, ihr Alles zu erzählen. Aber die Tante sagte, der Kopf schmerze ihr bei jedem Wort, das sie höre. Jetzt konnte er es nicht erzählen.

„Wenn ein Schutzmann kommen und etwas für mich bestellen sollte,“ sagte er mit scheinbarer Ruhe zu dem Diener, „so hat es nicht viel zu bedeuten. Es handelt sich um eine Zeugen-Aussage wegen einer Schlägerei. Sagen Sie der Tante nichts davon!“

Er ging nach dem Gymnasium.

„Der Herr Direktor wünscht Sie zu sprechen!“ sagte der Portier, als Paul eintrat. „Sogleich!“

Das hatte nun Paul, so wenig Lebenserfahrung er auch besaß, erwartet. Es überraschte ihn also nicht. Der Direktor war ein freundlicher Mann, der außerdem im Geruch stand, seine adelichen Schüler zu begünstigen. Paul hoffte, daß ihm gegenüber eine einfache Darstellung des Sachverhalts genügen würde, um weitere Folgen zu vermeiden.

Der Direktor empfing ihn sehr ernst.

„Sie sind gestern Nacht an einem Orte, den man nur mit Abscheu nennt, Zeuge und sogar Theilnehmer eines furchtbaren Auftritts gewesen,“ sagte er. „Nie ist einem meiner Schüler bis jetzt Aehnliches widerfahren! Die Polizei verlangt Auskunft über Ihren Charakter. Ich will von Ihnen die volle Wahrheit wissen.“

Paul erzählte, mit Thränen in den Augen. Er verschwieg nichts; nur den Namen Fallati nannte er nicht. Er sagte, er habe Cibaroff in Tegel kennen gelernt.

„Aber wie, wie sind Sie mit diesem Menschen zusammen gekommen?“ rief der Direktor. „Er ist einer der gefährlichsten Verbrecher — aus Petersburg entflohen — des Betruges, des Diebstahls, des gewaltsamen Einbruchs angeklagt!“

„Ich lernte ihn zufällig in Tegel kennen,“ stotterte Paul — das Ehrenwort, das er Fallati gegeben, band seine Zunge.

„Und Sie schlossen sich dem Ersten, Besten an — Sie, ein Baron Goselitz!“

Paul's Wangen glühten; aber er verrieth nichts.

„Ich will in Ihrem eigenen Interesse hoffen, daß dieses ganz außerordentliche Ereigniß nicht unter die Leute kommt," sagte der Direktor. „Ich persönlich bin von Ihrer Unschuld überzeugt und trage den schlimmen Verhältnissen dieser großen Stadt Rechnung. Auf jeden Fall aber erwarte ich von Ihnen, daß Sie sich von jetzt ab exemplarisch aufführen. Kommen Sie morgen Mittag wieder zu mir!"

Paul ergriff die Hand des Direktors und drückte sie dankbar und innig. Ein Alp war ihm von der Brust genommen.

„Ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß Sie sich um vier Uhr auf dem Polizei-Präsidium einzufinden haben," fuhr der Direktor fort. „Sie können die Klasse um drei Viertel auf vier verlassen — sagen Sie, ich hätte es erlaubt."

Auch über diese Wendung war Paul erfreut. So kam wenigstens kein Schutzmann in die Wohnung der Tante!

Aber dieser geringe Trost verscheuchte dennoch nicht den schweren Gram, der ihm auf dem Herzen lag. Schon am Mittag hatte er nach dem Hause der Mutter Waldau gehen wollen, um sich nach dem Schicksal Mathildens zu erkundigen — er war nicht muthig genug gewesen, es zu thun; er hatte gefürchtet, das Schlimmste zu erfahren. Für ein edles junges Gemüth giebt es keinen schrecklicheren Gedanken, als denjenigen, an dem Unglück eines andern menschlichen Wesens schuldig zu sein. Und von dem Gedanken einer gewissen Mitschuld konnte sich Paul nicht freisprechen. Immer sagte er sich, daß das Alles nicht geschehen wäre, wenn ihn nicht seine Neugierde dazu angetrieben, Eibaroff zu bitten, ihn zur Mutter Waldau mitzunehmen. Wenige Menschen mögen wegen einer gleich geringen Schuld größere Qualen des Gewissens erduldet haben!

Eine Viertelstunde vor vier Uhr verließ Paul das Gymnasium. Er kam sich selbst wie ein großer Verbrecher vor, und

hätte ihm irgend Jemand die Möglichkeit gezeigt, zu fliehen und nach Amerika auszuwandern, er würde es gethan haben. Der Schutzmann, der in der Thür des ernst aussehenden Hauses am Molkenmarkt stand, blickte den blassen, ängstlichen jungen Mann, der sich an ihn wandte, nicht ohne Verwunderung an. Als er erfahren, warum es sich handle, wies er Paul zurecht. Paul betrat ein Bureau, in welchem er nur einige Polizei-Beamte sah; noch war keiner seiner Genossen dort. Sie kamen jedoch bald. Der Prinz erschien nicht. Er hatte seine Erklärungen in seiner Wohnung abgegeben.

Der Vorfall der vergangenen Nacht wurde zu Protokoll genommen. Der Polizei-Präsident, ernst aber nicht streng, forderte dann Paul auf, noch einmal zu erzählen, wie er mit Cibaroff zusammen getroffen. Hier war Paul nicht durch sein Ehrenwort gebunden. Er berichtete also genau, wie er den „Russen" kennen gelernt, betonte jedoch, daß Anton Fallati ihn gewarnt.

„Ich sehe jetzt klar," sagte der Präsident. „Sie haben es nun an einem traurigen Beispiel erfahren, meine Herren, wohin das Spiel, wohin Ihr allzuschnelles Vertrauen in Ihnen unbekannte Personen führt. Cibaroff wird seine Strafe erhalten, Sie werden in dem Verfahren gegen ihn zuweilen noch als Zeugen auftreten müssen. Lassen Sie sich dieses düstere Ereigniß eine Warnung sein! Sie, Herr Baron von Goselitz, werden hoffentlich nie wieder einen Ort betreten, an den Sie nicht eine Person führt, der Sie unbedingt vertrauen dürfen, also Ihr Vater, Ihr Lehrer, ein Verwandter, ein älterer Freund."

„Nie! Nie!" rief Paul mit zitternder Stimme und feuchten Augen.

Die Herren waren entlassen. Draußen vor der Thür fragte Paul kaum hörbar, ob man nicht wisse, wie es Mathilde gehe.

„Nein," sagte Warstein. „Kommen Sie, wir wollen uns erkundigen!"

Paul wollte sich von seinen Genossen verabschieden. Man beachtete ihn kaum. Im hellen Licht des Tages und nun gar in der Nähe der Behörden wollte man nichts von dem „Schüler" wissen, der durch seine Unbefangenheit die Herren in der Nacht und an einem zweideutigen Orte amüsirt hatte. Paul begriff, wie erbärmlich Freundschaften sind, die an solchen Orten geschlossen werden. Warstein war auch jetzt der Einzige, der aus einer gewissen Großmuth, vielleicht auch aus Mitleid zu ihm hielt.

Als sie vor dem Hause anlangten, in welchem sich das Lokal der Mutter Waldau befand, sahen sie die Fensterläden geschlossen, und als sie einen Bewohner des Hauses fragten, erhielten sie die mißmuthige Antwort, das Spielernest sei von Polizei wegen geschlossen, wo die Mutter Waldau sich befinde, wisse man nicht, das Mädchen sei nach der Charité gebracht.

„Also nicht todt!" flüsterte Paul, wieder etwas erleichtert.

„Wir haben hier nichts mehr zu thun," sagte Warstein. „Kommen Sie, lassen Sie uns ein Glas Bier trinken. Ich reise heut Abend ab."

Paul fühlte, daß er seinem älteren Genossen zur Last war, aber er hatte ein solches Bedürfniß, mit irgend Jemand zusammen zu sein, daß er sich lieber einem Bekannten aufdrängen, als allein bleiben wollte. Es war ihm, als sei er von seiner Vergangenheit durch einen unübersteiglichen Abgrund getrennt. Er dachte gar nicht daran, seine Schulfreunde aufzusuchen. Das tragische Ereigniß der Nacht hatte eine Grenze zwischen ihm und diesen harmlosen Genossen seiner Knabenjahre gezogen. Der reine, unbefleckte, pfirsichartige Hauch der ersten Jugend war von ihm abgestreift. Er hatte einen Blick in das Leben und seine Abgründe gethan. Sein Herz war tief traurig; aber ändern konnte er das nicht mehr.

Es war zwischen sechs und sieben Uhr Abends. Eine Frau brachte die Abendzeitungen und die Stammgäste theilten sich in dieselben.

„He", sagte einer zu seinem Nachbar, „da ist ja wieder eine recht nette Geschichte passirt, und zwar hier in der Nähe, im Waldau'schen Lokal!" Es überrieselte Paul kalt.

„Lesen Sie doch vor!" rief einer von den Stammgästen. „In unserer Zeitung steht nichts."

„Da wird so viel Aufhebens davon gemacht, wenn wir einmal aus Spaß nach zwölf Uhr noch ein wenig knöcheln oder tempeln", sagte der Erste. „Und bei Waldau scheint eine ganz regelmäßige Spielgesellschaft ihr Wesen getrieben zu haben — natürlich feine Leute, Grafen, Barone und so weiter. Selbst zu Mord und Todtschlag ist es gekommen . . ."

„So lesen Sie doch vor!" rief man von allen Seiten.

Der Erste las. Daß Warstein und Paul kein Wort verloren, verstand sich von selbst.

„Gestern Nacht" — so lautete der Bericht — „ist das Lokal von P. Waldau in der M.-Straße wieder einmal der Schauplatz eines jener Ereignisse gewesen, die wir in der letzten Zeit öfters zu beklagen gehabt haben. Das genannte Lokal, dessen vordere Räumlichkeiten sich durch nichts von einer soliden Weinstube unterscheiden, birgt in seinen hinteren Räumen eine vollständige Spielhölle, in welcher die frühreife Jugend unseres Adels oder unserer Geld-Aristokratie, umschwärmt von schönen, aber nicht besonders spröden Kellnerinnen, bis an den hellen Morgen ihr Wesen treibt. Bisher waren die Eigenthümlichkeiten dieses Lokals entweder der Polizei entgangen oder absichtlich von ihr ignorirt worden. Erst in den letzten Tagen hatte man dasselbe überwacht, aber nur deshalb, weil man vermuthete, daß ein Betrüger und Dieb, der aus Petersburg entflohen, sich in die Gesellschaft jener

jungen Elegants einzuschleichen gewußt habe, die nach dem Grundsatze: Junges Blut — Genieß Dein Gut — Im Alter Dir's nicht schmecken thut! ihr künftiges Erbtheil zum Fenster hinauswerfen. Die Wachsamkeit der Polizei sollte nur zu sehr gerechtfertigt werden. Gestern Nacht, nach einem sehr hohen Spiel, gerieth einer der Spieler, und gerade jener Betrüger, mit einem andern hoffnungsvollen Jüngling, einem Sekundaner eines hiesigen Gymnasiums — man denke, welche Aussichten für die Zukunft! — in Streit. Eine von den Kellnerinnen warf sich zwischen sie, man weiß nicht, ob aus Hingebung für den russischen Freibeuter, oder für den jugendlichen Sekundaner, und erhielt dafür von dem Russen einen Messerstich in die Brust, der sie schwer, wenn nicht tödtlich, verletzte. Zwei in den Vorderzimmern anwesende Polizei-Beamten nahmen den Thäter fest, dessen Persönlichkeit und Vergangenheit nun wohl genauer festgestellt werden dürfte. Der schnell herbeigerufene junge Arzt, Dr. E. R., welcher in der Nähe wohnt, erklärte die Wunde des Mädchens für äußerst bedenklich. Heut ist das Lokal geschlossen worden. Vielleicht interessirt es unsere Leser, wenn sie erfahren, daß der hoffnungsvolle Sekundaner ein Sohn des Barons und Gutsbesitzers G. ist, dessen hochreaktionäres Auftreten im Königswalder Kreise bei den letzten Wahlprüfungen in der Kammer zur Sprache kam und so gerechten Unwillen erregte. Dem Direktor des Gymnasiums gratuliren wir zu seinen Erziehungsresultaten!"

„Gott verdamme den Doktor!" murmelte Warstein ingrimmig. „Der hat geplaudert!"

Paul wußte nichts zu erwidern. Das Blut war ihm aus dem Gesicht gewichen. Es fehlte ja nur, daß sein Name offen genannt wurde — und auch ohnehin war er ja leicht genug zu errathen! Jene Wahl, bei welcher sein Vater in sehr entschiedener und nicht tadelsfreier Weise für den konservativen Kandi-

daten aufgetreten, hatte viel von sich reden machen und der Name Goselitz war damals in Aller Munde gewesen.

Mit dem Geheimniß war es nun vorbei. Der Vater, die Mutter, die Tante mußten das erfahren, was er unter dem Siegel der Amtsverschwiegenheit begraben glaubte.

„Ich fürchte," sagte Warstein — während die Gäste den Artikel nochmals lasen und über die Verderbtheit der jetzigen Jugend skandalirten — mit leiser Stimme, „die Geschichte wird Ihnen noch Unannehmlichkeiten machen. Nun, am Ende können Sie es ja mit ansehen. Eine Staats-Carrière beabsichtigen Sie ja nicht. Doch ich muß fort! Leben Sie wohl! Auf Wiedersehn!"

Paul, kaum eines Wortes fähig, stammelte seinen Dank für die Freundlichkeiten, die ihm Warstein erwiesen und verließ mit ihm das Haus. Vor der Thür trennten sie sich, denn sie gingen verschiedene Wege.

Welchen Weg ging Paul, welchen Weg sollte er gehen? Er war im Begriff, die zwanzig Thaler, die er noch in der Tasche hatte, zu nehmen, sich auf der Eisenbahn ein Billet dafür zu kaufen und hinauszufahren in die Welt, gleichviel wohin. Dennoch war er bereits vernünftig genug, um zu begreifen, daß dies eine Thorheit sein würde. In seinem tiefsten Innersten die unglückselige Fahrt nach Tegel verwünschend, schlug er, ohne es zu wissen, den Weg nach Hause ein. Er mußte sich der Tante entdecken; es blieb kein anderer Ausweg.

Nichts scheint leichter, als eine solche offene Mittheilung, und doch wird nichts der Jugend schwerer, so aufrichtig sie auch unter sich sein mag, als älteren Personen eine Schwäche, einen Fehler zu gestehen. Es ist, als ob sie ahnte, daß sie nur in den seltensten Fällen auf Verständniß rechnen kann. Eine Stunde lang saß Paul auf seinem Zimmer, ehe er sich entschließen konnte, bei der Tante anfragen zu lassen, ob sie für

ihn zu sprechen sei. Erst der Gedanke, der Direktor oder irgend ein Anderer könne kommen und der Tante berichten, was vorgefallen, bewog ihn Ernst zu machen. Die Tante hatte antworten lassen, es sei ihr besser und er möge kommen. So ging er denn zu ihr; nie hatte ihm das Herz so heftig geklopft.

Die Tante erschrak, als sie ihn sah. Paul konnte nicht wissen, wie verstört sein Gesicht aussah. Er hatte ja zwei Nächte fast schlaflos verbracht! Sie fragte ihn sogleich mit einem gewissen Ungestüm, was es gebe, und Paul kam auf diese Weise über die schwierige Einleitung hinweg. Zuerst stotternd, dann aber fließender, erzählte er sein Unglück. Der Name Fallati kam nicht über seine Lippen. Er sagte, er sei „mit einigen Bekannten“ in Tegel gewesen und habe durch sie Cibaroff kennen gelernt.

Die Tante hörte scheinbar sehr ruhig zu. Ihr Gesicht blieb verschlossen, wie gewöhnlich und zeigte weder Ueberraschung, noch Mißbilligung. Erst als Paul zum Schluß seiner Mittheilung gelangte und erzählte, was in der Zeitung stehe, wurden ihre Züge finster.

„Schöne Sachen, die ich von Dir höre!“ sagte sie dann. „Es scheint ja als hättest Du alle Anlage, ein zweiter Kurt Goselitz zu werden!“

„Aber, Tante!“ rief Paul. „Ich bin doch an Allem unschuldig. Meine Neugierde ausgenommen — —“

„Lieber Freund,“ unterbrach ihn die Tante mit einem bittern Lächeln, „die Neugierde ist eines der allerschlimmsten Laster und sie richtet nicht weniger Verwüstungen unter den Männern, als unter den Frauen an. Wäre Dein Onkel Kurt nicht neugierig gewesen, zu erfahren, wie sich eine gewisse Marie Lehnert als seine Frau ausnehmen würde, so hätte er nie aus

Goselitz fortzugehen brauchen. Nun — ihm ist es noch gut genug ergangen! Was denkst Du, was Dein Vater sagen wird?"

„Sage mir vorher, Tante, was Du denkst!" rief Paul geängstigt.

„Mein Gott, ich finde, Du wirst im Leben noch sehr, sehr große Dummheiten machen, oder Dich dazu verleiten lassen, was ganz dasselbe ist," antwortete die Tante mit einem Seufzer. „Du hast von einem Becher genascht, der Dir bis zum dreißigsten Jahre, vielleicht für immer hätte unbekannt bleiben müssen, und wenn Du auch jetzt die besten Vorsätze gefaßt hast, so wirst Du dennoch Dein leichtes, nachgiebiges, erregbares Temperament nicht verleugnen können. Du wirst nie etwas Schlechtes thun, davon bin ich überzeugt. Aber Du wirst Dich durch Dein Herz zu Handlungen verleiten lassen, die Dir mehr schaden werden, als schlechte Handlungen Anderen schaden. Manche Menschen lernen die Welt durch die Erfahrungen Anderer kennen — das wird Dir nicht beschieden sein, Du wist eine schwere Schule durchmachen müssen. Doch — was hilft es, daß ich Dir das sage! Vielleicht hat das Geschick Nachsicht mit Dir. Ich werde an Deinen Vater schreiben. Du hast mir doch in allen Dingen die volle Wahrheit gesagt?"

„Gewiß!" antwortete Paul. Daß er Fallati's Namen nicht genannt, fiel ihm gar nicht mehr ein. Er hatte sein Ehrenwort gegeben, ihn zu verschweigen; damit war die Sache für ihn abgethan.

„Nun, so geh!" sagte die Tante. „Ich werde sogleich schreiben. Gute Nacht — morgen sehen wir uns!"

Paul küßte ihr mit innigstem Dank die Hand. Er fühlte sich ungemein erleichtert, seit er sein Herz ausgeschüttet. Seine Angelegenheit lag nun in den Händen der Tante — er hatte nicht mehr nöthig, sich zu ängstigen. Freilich gab es noch eine Person, an die er viel dachte: das war das verwundete Mädchen.

Paul sandte die heißesten Wünsche zum Himmel, daß sie nicht sterben möge. Aber leichter war ihm das Herz dennoch. Er stand nicht mehr allein mit seinem Geheimniß.

So eilte er denn — es war erst acht Uhr — zu einer ihm befreundeten Familie. Der Vater war ein höherer Offizier, ein braver, trefflicher, aber etwas strenger Mann. Die beiden Söhne waren Paul's liebste Kameraden. Man hatte ihn dort bereits vermißt. Der eine von seinen jungen Freunden hatte am Nachmittag in seiner Abwesenheit nachgefragt, weshalb sich Paul nicht sehen lasse.

Paul kam gerade zum Abendessen. Der Vater war im Casino gewesen und erzählte bei Tische die Geschichte, die er im Casino gelesen oder gehört, nicht ohne sehr ernste Nutzanwendungen für seine Söhne daraus zu ziehen.

„Wer nur der Sekundaner gewesen sein mag!“ fügte er hinzu. „Aus dem kann viel werden!“

Paul saß stumm und starr, Messer und Gabel unthätig in den Händen haltend.

Plötzlich schien sich der Offizier zu besinnen und blickte Paul an.

„Unmöglich!“ sagte er vor sich hin. „Es war da am Schluß eine Notiz, die würde ja auf .... Goselitz,“ fuhr er schneller fort, als es seine Art war, „Sie machen ein so eigenes Gesicht. Sie waren doch nicht etwa bei dieser Angelegenheit betheiligt?“

Alle Blicke richteten sich verwundert auf den Jüngling, der ihnen bis dahin als durchaus harmlos, einfach und gutgesittet bekannt war. Paul glaubte in die Erde sinken zu müssen.

„Herr General,“ sagte er stotternd und aufstehend, „erlauben Sie, daß ich — Sie — einen Augenblick allein spreche?“

Der Offizier erhob sich, öffnete die Thür des Nebenzimmers, ließ Paul eintreten und folgte nach.

Mit glühendem Gesicht, voll des aufrichtigsten Schmerzes, aber nicht ohne eine Beimischung von geheimem Zorn gegen den unseligen Urheber dieser Veröffentlichung, erzählte Paul, was er erlebt. Der Offizier hörte mit finsterer Miene zu.

„Ich sehe wohl, Sie sind unschuldig dazu gekommen, Goselitz," sagte er. „Die Sache wird aber viel von sich reden machen. Kommen Sie lieber in der nächsten Zeit — diesen Sommer über, nicht in unser Haus!"

In Paul regte sich ein leichtes Gefühl von gekränktem Stolz. Er war unschuldig, der Offizier selbst sagte es — und doch bat er ihn, sein Haus zu meiden!

„Herr General," sagte er, „ich bin sehr unglücklich über diese Angelegenheit; sie wird mir eine Warnung sein. Wollen Sie mir wirklich nicht gestatten, mit Eduard und Wilhelm umzugehen? Ich könnte ja nicht härter gestraft werden, wenn ich etwas sehr Böses gethan hätte."

„Es thut mir leid, lieber Goselitz," antwortete der Offizier. „Aber meine Söhne dürfen von derartigen Diugen nichts erfahren. Sie müssen Carrière machen — sind nicht reich, wie Sie. Es ist besser, wenn es so bleibt, wie ich sagte."

Paul ging, im Herzen Trauer und Zorn.

Der General kehrte zu seiner Familie zurück, erzählte sehr verstimmt, was Paul ihm mitgetheilt, und schloß mit den Worten: „Eduard, Wilhelm — der junge Goselitz ist kein Umgang mehr für Euch! Er ist nun einmal im Gerede der Leute — es thut mir weh, aber ich kann es nicht ändern. Von dem Vater erzählt man auch mancherlei — der Onkel ist notorisch ein Sonderling — ich denke, wir ziehen uns allmählich von der Familie zurück!" —

Inzwischen ging Paul aufgeregt nach Hause. So tief er in seinem Innern fühlte, daß er leichtsinnig gewesen, daß er sich an einen Ort gewagt, an den er nicht gehörte, so schien ihm

das Verfahren des Generals doch zu streng. Was würden erst fremde Menschen sagen, wenn es ihm mit den befreundeten so schlimm erging! Und was würden die Mitschüler thun? Konnte er sich in Zukunft so unbefangen unter ihnen bewegen, wie bisher?

Dieser letzteren Erfahrung wurde er überhoben, freilich in einer ungeahnten Weise. Der Direktor ließ ihn zu sich bescheiden, sobald Paul am andern Morgen das Gymnasium betreten.

„Baron Goselitz," sagte er, „zu meinem großen Bedauern ist Ihr Name dennoch in die Oeffentlichkeit gedrungen. Ich werde mich im Laufe des Tages mit den Behörden und dem Schul-Collegium in Verbindung setzen. Bis auf Weiteres besuchen Sie Ihre Klasse nicht. Es wird Ihnen das selbst nicht unangenehm sein. Sie entgehen dadurch nur Fragen und Reibereien."

Zu jeder andern Zeit würde Paul durchaus nicht mißvergnügt darüber gewesen sein, die schönen Frühlingstage außerhalb der dumpfen Schulstuben zubringen zu können. Aber heut wollte es ihm nicht recht gefallen. Die Einsamkeit, die sich um ihn her bildete, begann ihm fühlbar und peinlich zu werden. Er ging nach Hause, schlenderte dann in der Stadt herum und ging endlich nach der Reitbahn, wo man noch nichts zu wissen schien. Das tröstete ihn ein wenig, und er athmete förmlich auf. Aber es dauerte nicht lange. Ein junger Offizier trat ein und fragte laut seine Kameraden, ob sie denn schon von der „famosen" Geschichte bei der Waldau gehört hätten. Paul drückte sich in die entfernteste Ecke.

„Was Teufel, wie können sie auch so einen Jungen, einen Gymnasiasten zulassen!" rief einer der Anwesenden. „Nein, das nehme mir Keiner übel — man muß doch immer wissen,

mit wem man umgeht. Wer soll es denn eigentlich gewesen sein?"

„Ein Goselitz, wie man sagt", antwortete der Offizier.

Der Stallmeister gab den Herren einen Wink und deutete auf Paul. Man schwieg, zuckte aber die Achseln. Paul schlich nach Hause. Er fand, daß ihm bei der Tante und in seinem stillen Zimmer noch am wohlsten zu Muthe sein werde. Am Nachmittag ging er nach der Charité und erkundigte sich bei einem Portier nach dem Schicksal Mathildens. Auch dort lautete die Antwort trübe: „Noch nicht todt, aber sehr gefährlich — wenig Hoffnung."

Paul war nach einer zwar nicht schlaflosen, aber von bösen und ängstlichen Träumen gestörten Nacht kaum aufgestanden, als sein Vater zu ihm in's Zimmer trat.

So hatte er seinen Vater noch nicht gesehen. Ernst war zwar das Gesicht des Barons im Allgemeinen immer, aber heut war es finster, unheimlich, in den dunklen Augen schien es zu funkeln und zu zucken.

„Du machst schöne Geschichten, Bursche", sagte er mit verhaltenem Zorn. „Du fängst früh an! Heraus mit der Sprache und beichte! Aber sage mir die Wahrheit! Mache mir keine Flausen. Ich lasse mir nichts aufbinden, wie die Tante!"

Paul war ein zu guter Sohn, um gegen den Vater aufzuwallen. Er fühlte sein Unrecht, antwortete also nur, daß er der Tante die volle Wahrheit gesagt habe, und erzählte dann.

„Du giebst mir Dein Wort, daß die Sache sich so verhält?" fragte der Vater.

Paul gab es. Der Baron schien beruhigter.

„Immerhin schlimm genug!" sagte er dann. „Wir sind in Aller Leute Mund gekommen und das ist mir jetzt, gerade jetzt sehr unangenehm. Hast Du wirklich keine Schulden weiter?"

„Ich habe gar keine Schulden, Vater. Ich habe nur die hundert Thaler bis auf zwanzig verspielt.“

„Nun, dann packe deine Sachen und komme mit nach Hause!“ sagte der Vater barsch.

„Wie denn? Ich muß doch die Klasse besuchen!“ rief Paul.

„Das ist vorbei,“ antwortete der Vater. „Ich komme schon von Deinem Direktor. Er kann es nicht ändern. Entweder Du wirst relegirt, oder ich nehme Dich aus der Schule. Natürlich thue ich das Letztere — oder ich habe es schon gethan. Hoffentlich bekommst Du das Zeugniß der Reife für Prima. Dann trittst Du zu Michaelis als Einjähriger ein, wo, das weiß ich noch nicht. Berlin scheint mir ein gefährlicher Aufenthalt für Dich. Also packe Deinen Koffer. Ich gehe jetzt, um mit der Tante zu reden.“

Paul war allerdings verwirrt und selbst bestürzt über die Mittheilung des Vaters. Aber unangenehm war ihm dieser Ausweg keinesfalls. Den schönen Sommer in Goselitz zu verleben — das war eine verlockende Aussicht! Eilig brachte er seinen Koffer in Ordnung, der übrigens zum Theil noch gar nicht ausgepackt war. Mittags nahm er Abschied von der Tante, die mit dieser schnellen Trennung nicht recht einverstanden schien und ihn mit den Worten entließ: „Nun, auf Wiedersehen im Herbst!“ Dann fuhr er mit dem Vater nach Hause.

VI.

Fünfviertel Jahr waren seit jener für Paul so bedeutungsvollen Nacht vergangen und der Schleier der Vergessenheit ruhte bereits auf jenem Ereigniß. Mathilde war — wie Paul zu seiner unsäglichen Beruhigung erfuhr — nach acht Wochen geheilt aus der Charité entlassen worden und Eibaroff war es gelungen, auf eine vollkommen räthselhafte Weise aus seinem

Gefängniß zu entfliehen. In die Untersuchung wegen dieser Flucht hatte man auch Anton Fallati hineingezogen, denn dieser war fast der Einzige gewesen, der Cibaroff zuweilen besucht. Aber es hatte sich nichts Verdächtiges gegen Fallati ermitteln lassen und die ganze Angelegenheit war sehr geheim geblieben. Jedenfalls hatte Paul nichts davon erfahren und sich auch nie darüber Gedanken gemacht, ob zwischen Anton Fallati und Cibaroff ein vertrautes Verhältniß bestanden habe. Paul in seiner Unschuld dachte nicht im Entferntesten daran, es könne zwischen dem Bruder des Inspektors und einem Verbrecher Beziehungen geben, die das Licht des Tages zu scheuen hätten. Hätte man ihm davon gesprochen, so würde er geglaubt haben, Fallati sei eben so getäuscht worden, wie Paul selbst und die Spielgesellschaft. Aber es konnte ja Niemand zu ihm davon sprechen, da er der Tante und den Eltern verschwiegen, daß er Cibaroff durch Anton Fallati kennen gelernt.

Uebrigens war der Wunsch Paul's, bei den Dragonern in Berlin sein Jahr abzudienen, dennoch in Erfüllung gegangen. Die Tante hatte darauf bestanden und versprochen, sie werde ein scharfes Auge auf Paul haben. Dagegen hatte man denn in Goselitz nichts einzuwenden gewußt, und dem Vater war die Ersparniß an den nicht unbedeutenden Kosten für den einjährigen Dienst natürlich sehr angenehm gewesen. Paul hatte sich während dieser einjährigen Dienstzeit musterhaft geführt. Nicht die geringste Klage war laut geworden.

Jetzt war man im September und Paul's Rückkehr nach Goselitz wurde täglich erwartet. Er sollte seine praktische Laufbahn als Oekonom unter der Leitung seines Vaters und Fallati's beginnen. Die Befähigung des Letztern war über jeden Zweifel erhaben. Es gab im ganzen Königswalder Kreise keinen tüchtigeren Oekonomen, als den Inspektor des Barons — vielleicht den alten Verwalter auf Schönau ausgenommen.

Es war ein prächtiger September-Abend. Kurz vor Sonnenuntergang hatte sich ein kühler erfrischender Wind erhoben, und das Gesinde, das nicht noch irgendwie beschäftigt war, saß auf dem Hof und genoß vor dem Zubettgehen noch eines Plauderstündchens. Der Park lag bereits in blauer Dämmerung, aber am Himmel standen noch rothe Wolken und am Horizont erhob sich der Mond. Vom Schlosse her erklangen die Töne eines Flügels und Gesang. Die Frau Baronin musicirte mit dem Herrn Inspektor. Der Baron war nach Königswalde gefahren und hatte so eben durch den Postboten sagen lassen, er werde die Nacht über fort bleiben.

Betty Lehnert saß allein in einer Laube des Parks, die einen freien Blick nach dem Schloß hin bot. Welche prachtvolle Gestalt, nicht so hoch, stolz, aristokratisch, wie diejenige der Baronin, aber dennoch in ihrer Weise eben so schön. Die schwere Weintraube, die sich durch das Gitter der Laube niederdrängte, bot keinen üppigeren, schwellenderen, runderen Anblick, als Betty's Wangen, ihre hohe Brust, die weißen Schultern und die kleine Hand. Das blonde Haar hing ihr nicht mehr wie früher in wilden Locken auf den Nacken herab, sondern war jetzt in eine modische Form geflochten, aber es gehorchte kaum dem Kamm und den Nadeln; es quoll sichtlich aus den Bändern hervor. Die dunkelblauen Augen waren mit einem verschleierten, sehnsüchtigen Ausdruck in die Ferne gerichtet und zuweilen athmete sie so schwer, daß es wie ein Seufzer klang.

Was dachte sie? Sie war jetzt ungefähr neunzehn Jahr und in der ganzen Umgegend bekannt als eine Schönheit. Die Frau Baronin zeigte sogar einen gewissen aristokratischen Stolz in Bezug auf ihre Kammerjungfer; es schmeichelte ihr, daß man sie bewunderte. Ihre eigene stolze Schönheit verlor ja nichts dadurch, wurde im Gegentheil durch die so ganz verschiedene, in gewissem Sinne materielle Schönheit Betty's gehoben. Und

doch hatte sie keinen Liebhaber. Verschiedene Anträge von Förstern, Gärtnern, Müllern, Inspektoren zweiten Ranges hatte sie schnippisch und bestimmt zurückgewiesen. Sie wollte offenbar höher hinaus. Und doch drängte Alles in ihr zur Liebe. Sie war eine von den Naturen, welchen Leidenschaft und stürmisches Verlangen auf die Stirn geschrieben ist. Diese Lippen waren geschaffen zum Küssen, diese Arme schienen sich nur zu öffnen, um glühend einen Geliebten an die wogende Brust zu drücken. Es giebt in allen Klassen der Gesellschaft derartige Wesen. In den niederen werden sie bald das Opfer ihrer Leidenschaft, in den höheren pflegen Bildung und gutes Beispiel sie zuweilen, nicht immer, vor einem frühzeitigen Fehltritt zu schützen, und oft kühlt eine glückliche Ehe das allzuheiße Blut ab. Wäre Betty von irgend einem über ihr stehenden Mann heiß umworben worden, so wäre sie gewiß gefallen. Fallati wäre ihr sicherlich gefährlich gewesen, hätte er es nur sein wollen. Aber er mußte seine Gründe haben, das Mädchen mit einer gewissen Kälte zu behandeln. Dachte er, sie würde ihm eines Tages dennoch als reife Frucht in den Schooß fallen? Oder fürchtete er, das Verhältniß könne entdeckt werden und der Frau Baronin ein ganz besonderes Aergerniß bereiten? Genug, er warf ihr zwar zuweilen einen Blick zu, der vollkommen klar verrieth, daß er ihre Schönheit zu würdigen wisse. Aber weiter ging er nicht. Und Betty kam ihm nicht entgegen. Sie empfand eine Art von unerklärlicher Scheu vor dem Inspektor; er war nicht der Mann, den sie glaubte lieben zu können. Vielleicht irrte sie sich und es fehlte ihr nur die Verlockung.

Aber es schien hohe Zeit, daß dieser reife Apfel gebrochen, daß diese Gluth erwidert werde. Es zeigte sich in dem Wesen Betty's bereits jenes Eigenthümliche, Schmachtende, Sehnsüchtige, das leicht in's Krankhafte übergeht. Noch war es Zeit. Wäre heut ein Mann gekommen, der „etwas war", der ein

Stellung einnahm, wie Betty, durch das Leben im Schloß verwöhnt, sie wünschte, vielleicht der Besitzer eines kleinen Gutes, so wäre sie möglicher Weise eine gute Hausfrau geworden, mit etwas Koketterie, doch frei von ernstlichen Fehlern. Aber er hätte ihr sehr gut gefallen müssen. Sie machte Ansprüche. Sie hatte auf dem Schloß so viel adeliche Herren, Offiziere, Beamten, Gutsbesitzer gesehen — und Jeder von diesen hatte ihr einen tiefen Blick zugeworfen oder ein freies Wort in's Ohr geflüstert — daß ihr die gesunde Hausmannskost eines bescheidenen Freiers nicht mehr schmecken wollte. Und doch athmete Alles in und an ihr Liebe. Gewiß hätte sie die erlaubte vorgezogen, denn sie besaß ein gut Theil Stolz; aber würde sie die unerlaubte zurückweisen, wenn die erlaubte sich nicht darbot?

So saß sie denn, ohne zu wissen, an was sie dachte, auf der Bank in der Dämmerung der Laube und allmählich stieg das Bild Paul's vor ihr auf. Wenn sie in den letzten Jahren kalt gegen ihn gewesen, so hatte das keinen andern Grund gehabt, als ihre Entwickelung vom Kinde zur Jungfrau. Bei jedem weiblichen Wesen tritt in dieser Zeit an die Stelle der kindlichen Hingebung eine ächt weibliche Scheu. Als sie Paul auf jener Bank bei der Linden-Allee, auf der „Liebes-Bank", geküßt hatte, war sie noch Kind gewesen. Seitdem hatte sie anders gefühlt. Ein Mädchen, das denken lernt, will ihrer Natur nach umworben sein, will sich nicht anbieten. Und Paul war viel zu unschuldig, zu knabenhaft gewesen, um daran zu denken, mit Betty Lehnert eines jener gefährlichen Spiele zu beginnen, die schon so oft Verzweiflung in die Brust eines Mädchens, Kummer in den Schooß einer Familie und bittere Reue in ein Jünglingsherz gebracht haben. Hätte Paul die Hand ausgestreckt, so wäre sie vielleicht, wie man so sagt, „daran hängen geblieben", denn ihre leidenschaftliche Natur hätte sich nie verleugnet. Aber als Paul bemerkte, daß sie ihm aus dem Wege

ging, dachte er nicht daran, daß sie vielleicht gesucht sein wolle, und er ließ sie gehen. So hatte sich eine Kluft zwischen ihnen gebildet, die fast einer Abneigung ähnlich sah. Und dennoch stieg sein Bild jetzt vor ihr auf. Was für ein stattlicher junger Dragoner war er gewesen, als er vor einem halben Jahr auf einige Tage Goselitz besuchte! Auf dem ganzen Hof, in dem ganzen Dorf sprach man nur von dem schmucken jungen Herrn, der seine frühere Leutseligkeit, seine freundliche Art und Weise des Umgangs nicht verloren hatte. Vielleicht hatte, ohne daß sie sich dessen bewußt war, sein Bild zwischen ihr und jedem andern Manne gestanden.

Mit einem leichten Schrei fuhr sie in die Höhe, als plötzlich eine Hand sich auf ihre Schulter legte. In der Dämmerung konnte sie zuerst gar nicht erkennen, wer der Kommende sei. Es war ein Mann in grauem Anzug, mit einem sehr breitrandigen Strohhut. Aber als er diesen jetzt abnahm und sich mit der Hand über die heiße Stirn fuhr, erkannte sie zu ihrem nicht geringen Staunen, ja fast mit Schrecken, den Baron Kurt.

Kurt von Goselitz stand genau noch immer in demselben Verhältniß zu seinem Bruder und dessen Familie, wie früher. Er lebte in Schönau ein eigenthümliches Leben, ungefähr in der Art, wie Paul es damals seiner Tante geschildert. Die Brüder sahen sich fast nie, und sahen sie sich einmal, so wollten sie sich nicht sehen. Daß Kurt von Goselitz jemals den Hof oder auch nur den Park von Goselitz betreten hätte, wußte Niemand. Einzelne bei Nachbarn nicht zu vermeidende Geschäftssachen erledigten Fallati und der Verwalter Kurt's.

„Nun? Nicht erschrecken, Jungfer!“ sagte Kurt, der mit seinem sonnenverbrannten Gesicht und seinen glänzenden Augen noch ganz jugendlich aussah. „Wie geht es Ihnen denn? Wir haben uns lange nicht gesehen.“

Betty, obwohl sonst zungenfertig genug, blieb sprachlos. Nicht daß sie die Abneigung, die im Hause des Barons gegen den unwillkommenen Bruder herrschte, getheilt hätte, nein, sie hegte immer noch eine gewisse Sympathie für den Mann, der ihre Mutter hatte heirathen wollen. Aber sie fühlte doch eine Art Furcht vor ihm. Er war als Sonderling bekannt, und wie von allen Sonderlingen erzählte man sich auch von ihm die wunderbarsten Fabeln. Und überdieß hatte er etwas von einem Manne an sich, der nicht mit sich scherzen läßt.

„Mein Gott — Herr Baron —“ stammelte sie. „Was wollen Sie —“

„Hier? — meinen Sie?“ ergänzte Kurt, sich neben sie setzend. „Nun, ich bin einmal in den Park gegangen, um alte Jugend-Erinnerungen aufzufrischen. Hier auf dieser Bank habe ich manches Mal mit Ihrer Mutter gesessen.“

„Wissen Sie jetzt etwas von ihr?“ fragte Betty, deren Herz in seiner Tiefe berührt wurde.

„Sie sollten als Tochter doch eigentlich mehr von ihr wissen, als ich,“ sagte Kurt fast barsch.

„Nein, wie soll ich das?“ antwortete Betty. „Meine Mutter hat mir nie ein Lebenszeichen gegeben. Und im Schlosse würde man es vielleicht nicht gern sehen, wenn sie sich um mich kümmerte.“

„Ist das ein Grund für Sie, Ihre Mutter zu vergessen?“ fragte Kurt achselzuckend.

„Ich habe doch Niemand anders auf der Welt!“ erwiderte Betty mit einem leichten Seufzer.

„Nun ja, ich will Ihnen keine Vorwürfe machen,“ sagte der Baron. „Ihre Mutter ist für Sie verloren, will es auch sein und frägt am Ende gar nicht nach Ihnen. Warum heirathen Sie nicht, Kind? Alt und hübsch genug sind Sie.“

„Sagen Sie mir erst, Herr Baron, was Sie von meiner Mutter wissen!" bat Betty dringend.

„Kind, ich weiß wenig von ihr, aber das Wenige ist genug," antwortete Kurt. „Man muß darüber nicht viel nachdenken. Sie hat nun einmal Unglück gehabt, und es ist am besten, man läßt es gehen, wie es ist."

„Sie sind also sicher, daß sie lebt?" fragte Betty hastig.

„Ja, sie lebt," antwortete Kurt. „Wenn man übrigens solch' eine Existenz leben nennen kann. Sie ist die Genossin — möglicher Weise sogar die Frau — eines Weinhändlers. Und damit begnüge Dich, Kind. Alles zu wissen macht Kopfschmerzen!"

Es war eine schmerzliche Saite für Betty angeschlagen worden. Sie fuhr sich mit der Hand über die feuchten Augen. Andererseits hatte sich Betty an den Gedanken gewöhnt, ihre Mutter existire nicht mehr und könne, wenn sie plötzlich wieder auftauchte, ihr vielleicht sehr zur unrechten Zeit kommen. Ein junges, schönes Mädchen mit hochfliegenden Plänen denkt zuweilen daran, daß eine verkommene Mutter eine sehr große Last für sie sein könne. Und überdieß hatte sie ja ihre Mutter seit den ersten Jahren ihrer Kindheit nie gesehen, hatte stets von ihr sprechen hören als von einer Person, deren Namen man lieber nicht in den Mund nimmt — wie sollte sie also jenes Gefühl empfinden, das sonst ein gutes Kind für seine Mutter hegt? Sie dachte annähernd über ihre Mutter, wie Baron Eberhard früher über seinen Bruder Kurt gedacht hatte.

„Nun, warum heirathen Sie nicht?" fragte Kurt nach einer kleinen Pause.

„Weil mich Niemand will!" antwortete Betty, ihren schnippischen Ton annehmend. „Für die, die ich haben will, bin ich nicht gut genug, und für die, die mich haben wollen, bin ich zu gut."

„Das ist ein schlimmer Grundsatz!" sagte Kurt, halb ernst, halb scherzend. „Damit bekommen Sie ein Kind in die Wiege, ehe Sie's denken, Jungfer!"

Betty wollte aufspringen; er hielt sie durch einen Druck auf die Schulter zurück.

„Nun, bleiben Sie nur!" sagte er. „Die Mädchen vom Lande sind doch sonst nicht so spröde und können ein Wort vertragen. Aber wirklich, das ist ein schlechter Grundsatz. Weshalb sollten Sie denn zu gut sein für einen ehrlichen, braven Mann?"

„Es giebt viele ehrliche, brave Männer, die doch nicht jedem Mädchen recht sind," antwortete Betty.

„Also hat Ihnen das Leben im Schlosse auch schon den Kopf verdreht?" sagte Kurt leichthin.

„Ich habe vielleicht von meiner Mutter den Sinn für etwas Besseres geerbt," antwortete Betty etwas schnell — denn sie dachte daran, die Gelegenheit sei nicht ungünstig, etwas über das Verhältniß Kurt's zu ihrer Mutter zu erfahren.

„Nun, Kind, Sie sehen ja, wohin das geführt hat," sagte Kurt. „Ich danke meinem Schöpfer, daß mein Vater mich gehindert hat, Ihre Mutter zu heirathen. Es wäre eine schlechte Ehe geworden. Und ich will Ihnen auch sagen warum. Nicht, daß ich mich nachher geschämt hätte, ein Kammermädchen geheirathet zu haben — ich frage nicht danach, was die Leute zu meinem Thun und Treiben sagen. Die Sache liegt anders. Hätte mich Marie, Ihre Mutter, wirklich lieb gehabt, wie ein Mädchen den Mann lieb haben soll, den sie heirathen will, so hätte sie sich später nicht mit einem Andern weggeworfen. Daraus, daß sie das gethan, sehe ich ganz klar, daß sie auch mir eine untreue Frau gewesen wäre, und wenn nicht untreu, so doch nicht passend für mich."

„Das glaube ich nicht!" rief Betty lebhaft. „Es war Verzweiflung, Noth — —"

„Ach, Thorheit — Verzweiflung und Noth!" rief Kurt. „Ich gebe zu, daß es einem Mädchen nicht immer leicht wird, sich ehrlich zu ernähren. Aber sie muß die Zähne zusammenbeißen, und lieber im Dachkämmerchen sterben, als sich erniedrigen wollen. Ihre Mutter hätte immer noch einen ehrlichen Mann gefunden; ich weiß ja, der Georg Mertens, der Bauerssohn, hat um sie angehalten. Aber sie zog den hübschen Fremden vor — — Nun, nichts für ungut, Jungfer Betty! Ich will nur damit sagen, daß ich jetzt nachträglich weiß, Ihre Mutter hätte nicht für mich gepaßt. Und wenn Sie sich eine Lehre daraus ziehen wollen, so wäre es Ihnen sehr heilsam. Ein Mädchen muß durch die Erfahrung Anderer lernen, nicht durch eigene. Sie kann nie wiedererlangen, was sie einmal fortgegeben!"

Es war inzwischen so dunkel geworden, daß das brennende Roth auf Betty's Wangen selbst für Kurt nicht sichtbar war. Halb mochte es Scham sein, halb Zorn, die Betty's Gesicht erglühen ließen. Was wollte denn der Mann von ihr, wie kam er dazu, ihr solche Reden zu halten? Wer gab ihm ein Recht dazu? Kurt mochte das wohl selber fühlen, denn er fuhr nach einer kurzen Pause fort:

„Darüber wollte ich aber gar nicht mit Ihnen sprechen. Gefällt es Ihnen gut in Goselitz?"

„Gewiß, sehr gut!" antwortete Betty trotzig.

„Das ist mir lieb zu hören," sagte Kurt, „hindert mich aber daran, Ihnen einen Vorschlag zu machen — "

„Welchen denn?" fragte Betty, als er einen Moment zögerte.

„Nun, ich wollte Sie fragen, ob Sie nicht Lust hätten, nach Schönau hinüberzuziehen. Ich führe dort ein ziemlich einsames Leben und so ein lachendes Gesicht, wie das Ihrige, fehlt mir, um mich aufzuheitern."

„Warum nicht gar!“ rief Betty, die jetzt ganz wieder die Alte wurde — denn sie fühlte sich in ihrem Element, sobald sie glaubte, es handle sich um ihre Person und um einen versteckten Liebesantrag. „Ich? Allein? Zu Ihnen?“

„Haben Sie Angst, ich könnte Sie zu meiner Frau oder zu meiner Geliebten machen wollen?“ fragte Kurt.

Die Sache war doch ernster, als Betty sich im ersten Augenblick gedacht, und es stieg ihr warm vom Herzen nach der Kehle hinauf. Der mit ihr sprach, war ein Baron von Goselitz, Besitzer der stattlichen Herrschaft Schönau, zwar nicht mehr jung, kein Ideal für Mädchen von Betty's Schlag, aber doch immer noch ein sehr rüstiger, für seine Jahre außerordentlich jugendlicher Mann. Wie, wenn sie Herrin von Schönau werden könnte?

„Sie sind gekommen, um sich einen Scherz mit mir zu machen, Herr Baron!“ sagte sie scheinbar verletzt und stand auf. „Ich muß nun zur Frau Baronin — sie wird nach mir fragen — —“

„Wer musicirte drüben im Schloß?“ fragte Kurt ruhig.

„Die Frau Baronin und der Herr Inspektor.“

„Und der Baron ist nicht zu Hause?“ fragte Kurt.

„Nein, er ist in Königswalde.“

„Hm!“ meinte Kurt. „Da haben die Leute am Ende Recht, wenn sie meinen, die Beiden hätten sich gern.“

„So? Nun lassen Sie die Leute immer reden!“ sagte Betty schnippisch. „Die haben sich um nichts zu kümmern, was auf dem Schlosse vorgeht.“

„Und was macht denn Paul?“ fragte Kurt Goselitz.

„Der junge Herr? Nun, der kommt nächstens vom Militair zurück. Wie soll es dem gehen? Natürlich gut! Der wird sich in Berlin schon amüsiren.“

„Wie es scheint, hat er früh angefangen,“ sagte Kurt.

„Ei, wie so?“ fragte Betty, und das Herz klopfte ihr etwas schneller.

Kurt glaubte, daß Betty von dem Vorfall in Berlin gehört habe. Das war auch der Fall gewesen, aber nur in unbestimmter Weise. Kurt mochte seine Absicht dabei haben, daß er ihr jetzt jene Angelegenheit umständlich erzählte. Er achtete ziemlich genau auf die einzelnen Ausrufungen des Mädchens, namentlich als er von Mathilde sprach. Betty stieß nur ein kurzes „Ah!“ aus und wandte das Gesicht ab. Sie war also eifersüchtig. Aber hatte Paul ihr Grund dazu gegeben? Hatte sie eine Art Recht, eifersüchtig zu sein, oder verdroß es sie nur im Allgemeinen, daß irgend ein junger Mann, den sie kannte, Augen für eine Andere hatte oder die Blicke einer Anderen auf sich zog? Kurz und entschieden sagte sie, daß sie nach dem Schlosse zurückkehren müsse; sie schien in diesem Augenblick für nichts Anderes Sinn zu haben,

„Nun, überlegen Sie sich, ob Sie vielleicht nicht einmal zu mir ziehen wollen,“ sagte Kurt. „Ihre Stellung soll eine sehr gute sein. Ich hole mir gelegentlich Ihre Antwort, oder Sie schreiben mir einige Zeilen. Unterschätzen Sie mein Anerbieten nicht!“

„Gewiß nicht! Ich danke Ihnen sehr! Gute Nacht, Herr Baron!“ sagte Betty kühl und ging schnell nach dem Schlosse zu.

Kurt von Goselitz sah der dahineilenden Gestalt noch einige Minuten nach, lachte dann leicht auf und verließ den Park.

Also dieser Knabe, der so scheu, so unschuldig that, hatte in Berlin bereits Bekanntschaften mit Kellnerinnen und Spielern gehabt! Betty war so zornig, daß sie ihm, wäre er zugegen gewesen, die bittersten Vorwürfe gemacht hätte! War Paul auch keiner von den Männern, die Eindruck auf Betty gemacht hatten, so gehörte er doch immer zu denen, von denen sie voraussetzte, daß sie im Geheimen in sie verliebt wären. Er war der Sohn

des Hauses, der zukünftige Herr und schon als solcher eine Person von Bedeutung für sie. Und der trieb heimlich in Berlin die tollsten Streiche, während er keinen Blick für sie hatte, wenn er sich zu Hause befand, oder wenigstens keinen Versuch machte, sich ihr zu nähern? Das sollte er bereuen. Allerdings war sie ihm nicht mehr entgegengekommen, wie früher, das wußte sie recht gut, aber ein Mädchen soll ja auch einem Manne nicht entgegenkommen. Es war seine Sache, ihr zu zeigen, daß er Mädchenschönheit zu würdigen verstand. That er das nicht, so verschmähte er sie. Das sollte er büßen! Wie? — Das wußte sie noch nicht. Aber sie wollte es ihm nicht vergessen.

Sie kam gerade nach dem Schlosse zurück, als die Frau Baronin nach ihr verlangte. Clara und Sidonie gingen zu Bett, auch die Baronin schien ermüdet und sagte, sie werde früh schlafen gehen.

„Du siehst mich ja heut so besonders an? Hast Du etwas zu sagen?“ fragte die Baronin Betty.

Das junge Mädchen erröthete und stammelte Nein. In der That hatte sie heut die Baronin mit anderen Augen betrachtet, als sonst, und auch dazu war Kurt die Veranlassung gewesen.

Er hatte auf etwas angespielt, worüber Betty schon mehrmals heimlich sprechen hören — auf ein Verhältniß zwischen der Baronin und dem Inspektor. Auch sie hatte bemerkt, daß die Beiden keine Gelegenheit vorüber gehen ließen, allein zu sein. Aber sie war in der That noch zu unschuldig und unerfahren, um sich etwas dabei zu denken. Sie hatte von ihrer Mutter eine leidenschaftliche, begehrliche Natur geerbt, in ihren Adern rollte heißes Blut — sie war täglich der Gefahr ausgesetzt, in die Arme zu sinken, die sich ihr entgegenstreckten. Aber noch war sie in gewissem Sinne ein Kind. Sie durfte mit den

Mädchen auf dem Hofe nicht viel verkehren, die Baronin litt das nicht. Woher hätte sie also Erfahrung nehmen sollen? Als ihrer Vorgängerin, der früheren Kammerjungfer, gekündigt worden, hatte diese boshaft zu Betty gesagt: Nun, ich weiß, warum mich die gnädige Frau fortschickt — sie will mich nicht in ihre Karten sehen lassen — ich bin ihr und ihrem Herrn Inspektor im Wege — man braucht eine Dumme! — Aber Betty hatte sich dabei nicht viel denken können; die Ahnung der vollen Wahrheit lag ihr fern. Und im Uebrigen kümmerte sie sich nicht viel darum. Sie konnte Fallati nicht recht leiden, theils weil er sie, damals wenigstens, wie ein reines Kind behandelte, theils weil ihr überhaupt sein Wesen mißfiel. Und zur Baronin fand sie sich ebensowenig hingezogen. Der Stolz, der Hochmuth dieser Dame lastete schwer auf ihr. Das Gesinde sprach noch jetzt mit Liebe und Bewunderung von der schönen, sanften, gutmüthigen „ersten gnädigen Frau," der Mutter Paul's, und stellte Vergleiche zwischen der ersten und der zweiten Herrin an, die stets zu Ungunsten der Letzteren ausfielen. Diese Abneigung war auch auf Betty übergegangen. Außerdem war Paul's Mutter freundlich gegen die Mutter Betty's gewesen, hatte auch das Kind zu sich genommen — genug, Betty konnte die Baronin nicht leiden und kümmerte sich nur so viel um sie, als ihr Dienst erforderte, war sogar froh darüber, wenn sie mit dem Inspektor musicirte oder spazieren ging, weil dann die Kammerjungfer niemals in Anspruch genommen wurde.

Jetzt aber war Betty aufmerksam gemacht worden und sie nahm sich vor, zu beobachten. Es fiel ihr auf, daß die Baronin sich nicht entkleidete, obwohl sie Betty sagte, sie gebrauche sie nicht mehr. Betty schlief in der Nähe der Baronin, in einem kleinen Stübchen nach dem Giebel hinaus. Es führte von dem Schlafzimmer der Baronin eine Klingel zu ihr. Unruhig und erregt, wie sie heut war, voller Gedanken an ihre

Mutter, Paul und den Baron Kurt ging sie nicht schlafen, sondern blieb wach, hatte sogar ihre Thür nur angelehnt. Die Uhr auf dem Schloßhof hatte längst Zehn geschlagen, jetzt schlug sie Elf. Alles war still, Alles schien zu schlafen, auch Betty fühlte, daß ihr die Augen schwer wurden — —

Da hörte sie ein leises Knarren. Sie fuhr auf und trat leise an ihre Thür. Alles still. Dann nach einiger Zeit wieder ein leises Knarren, dann ein kaum hörbares Rauschen. Betty sah durch ihre angelehnte Thür den Korridor hinab. Aus dem Zimmer der Baronin trat eine helle Gestalt — leise, unhörbar, und glitt den Gang hinab. Betty's Augen verfolgten die Gestalt — es konnte nur die Baronin sein. Dann trat Betty selbst aus ihrer Thür und folgte der Baronin. Sie sah, wie diese vor der Thür zu Fallati's Zimmer stillstand, dort einen Augenblick lauschte, dann leise klopfte. Schnell ward die Thür geöffnet und die Baronin verschwand in derselben.

Im nächsten Augenblick war Betty an der Thür und drückte ihr Ohr gegen das Schloß. Sie hörte flüstern und dieses Flüstern klang leidenschaftlich. Sie glaubte die Worte zu verstehen „Geliebte!" — „Mein Theurer!" — „Meine süße Valeska!" Es lag etwas Berauschendes in diesem Flüstern — es war ihr, als ob Lippen sich von einander trennten — ihr klopfte das Herz, gewaltiger als je. Dann tiefe Stille. Mit verhaltenem Athem lauschte das Mädchen an der Thür. Aber sie vernahm nichts mehr. Es ward ihr ängstlich, scheu, unheimlich zu Muthe. Zum ersten Male überschlich sie die Ahnung von etwas Geheimnißvollem, Räthselhaftem, Unerklärbarem. Vorher war ihr siedendheiß gewesen — jetzt fröstelte sie. Langsam erhob sie sich und schlich zitternd und mit schwerem Kopfe in ihr Stübchen zurück.

— — — — — — — — — — — — —

Es war ein eigenthümliches Gesicht, mit welchem am andern Morgen Betty Lehnert ihre schöne Herrin frisirte und

ankleidete. Was eigentlich darauf lag — ob Scheu, Widerwillen, Mißtrauen, Verachtung — das wäre schwer zu enträthseln gewesen. Vielleicht war es etwas von Allem, jedenfalls kein ergebener, diensteifriger Ausdruck. Nie hatte Betty ihre Herrin so scharf beobachtet. Glaubte sie, das Gesicht der Herrin müßte etwas von den Geheimnissen der Nacht verrathen? Dann irrte sie. Das Wesen der Baronin war nie kühler, ruhiger, vornehm lässiger gewesen, als an diesem Morgen.

Der Postbote brachte mehrere Briefe, unter ihnen ein etwas größeres, dienstlich aussehendes Schreiben, das Fallati, der gewöhnlich die Briefe durchsah, um diejenigen, die an Verwaltung und Inspektor gerichtet waren, zu öffnen, mit großer Aufmerksamkeit betrachtete. Es trug das Wappen und den Namenszug des Obersten, der das Regiment kommandirte, in welchem Paul sein Jahr abdiente. War da etwas vorgefallen?

Gegen zwölf Uhr kam der Baron von Königswalde zurück. Er sah sehr verstimmt aus, und als er Fallati bemerkte, gab er diesem ein Zeichen, mit ihm in sein Zimmer zu kommen. Das Verhältniß zwischen dem Baron und dem Inspektor war noch ganz dasselbe, wie früher, wenigstens von Seiten des Letztern. Fallati zeigte sich immer noch als derselbe ergebene, aufmerksame Diener, obwohl er dem Baron wesentliche, ja außerordentliche Dienste geleistet hatte und von demselben jetzt mit viel größerem Vertrauen, ja mit wirklicher Freundschaft behandelt wurde.

Baron Eberhard war in Königswalde gewesen, um dort durch die Vermittelung eines Geschäftsmannes 3000 Thaler zu leihen. Denn aus den Geldverlegenheiten kam der Baron nicht heraus. Die auf Goselitz vorgenommenen Verbesserungen konnten den Werth der Besitzung für die Zukunft heben; aber für jetzt brachten sie noch nichts ein. Und jedenfalls wurden in Goselitz jährlich mehr als 9 oder 10,000 Thaler ausgegeben, mehr

also, wie das Gut eintrug. Bis jetzt hatte sich Baron Eberhard in allen seinen Geldangelegenheiten nur an Fallati gewendet und dieser hatte auch stets Rath gewußt und Geld geschafft, natürlich unter den üblichen, meist billigen Bedingungen. Aber der Baron war darauf aufmerksam gemacht worden, daß es nicht gut sei, aus einer einzigen Hand viel Geld zu empfangen, man könne nicht wissen, wie es in der Welt zugehe und ob Fallati nicht plötzlich das Geld brauche. Diese Warnungen waren von einem Manne ausgegangen, der möglicher Weise selbst Geld an dem Baron verdienen wollte; da Eberhard aber nicht frei von Mißtrauen war, so hatte er ihnen Glauben geschenkt und bei sich selbst den Entschluß gefaßt, sich von Fallati frei zu machen. Das Geldgeschäft war jedoch mißlungen; man hatte dem Baron Bedingungen gestellt, die er nicht glaubte eingehen zu können und deshalb kam er mißmuthig zurück. Er mußte nun doch wieder seine Zuflucht zu Fallati nehmen. So erzählte er denn diesem auch, daß er Geld gebrauche, verschwieg natürlich — was der Inspektor aber sofort errieth — daß er es in Königswalde nicht erhalten, und fragte, ob es Fallati schaffen könne. Der Inspektor überlegte eine Zeit lang, war aber zu klug, um den Baron wie einen Fremden zu behandeln, und sagte bald in freundlicher und bereitwilliger Weise zu. Dennoch blieb der Baron verdrießlich. Fallati hatte ihm jetzt fast 40,000 Thaler geliehen — eine schwere, schwere Summe für ein Gut wie Goselitz und in einer Hand!

Der Baron durchflog denn, noch in des Inspektors Anwesenheit die auf dem Tisch liegenden Briefe und öffnete etwas verwundert auch das größere Schreiben. Er erbleichte, als er es las.

„Unmöglich! Unmöglich! Nein, das kann nicht sein! Wenn das wäre — —!“

Er stieß mit den Fuß auf den Boden, zerknitterte den Brief

in der Hand und zwang sich erst zur Ruhe, als er die Anwesenheit Fallati's bemerkte.

„Ich muß sogleich nach Königswalde und von dort nach Berlin!“ rief er. „Bitte, lassen Sie sofort wieder anspannen. Ich will nur auf einen Augenblick zu meiner Frau.“

Fallati ging, ohne eine Miene zu verziehen, ohne die geringste Neugierde zu verrathen, und der Baron eilte zu seiner Gattin.

„Guten Tag und Adieu!“ rief er ihr entgegen. „Ich muß sogleich nach Berlin. Es ist wieder eine Geschichte passirt — mit dem Paul! Bei allen — — der Junge hat Unglück, oder — — doch nein, das kann nicht sein. Daran ist er jedenfalls unschuldig. Er ist kein schlechter Mensch!“

Vergebens fragte ihn die Baronin, was denn vorgefallen sei. Der Baron antwortete, er werde ihr Alles mittheilen, wenn er selbst Gewißheit habe. Er könne von der Sache jetzt nicht sprechen, sie sei unglaublich; er wolle vorher keine Worte darüber verlieren.

„Morgen spätestens bin ich zurück,“ sagte er aufgeregt. „Paul soll etwas gethan haben, dessen ich ihn für unfähig halte. Ja, gewiß, es ist unmöglich!“

Er drückte ihr die Hand und eilte hinaus. Wenige Minuten darauf fuhr er nach Königswalde. — — — —

Es war gegen Abend, als der Baron Eberhard in das Zimmer des Obersten trat, den er durch eine telegraphische Depesche von seiner Ankunft benachrichtigt hatte. Der Oberst und der Baron waren Jugendfreunde gewesen und nannten sich noch bei ihren Vornamen. So herzlich der Oberst den Baron auch empfing, so glaubte dieser doch etwas Zurückhaltendes in dem Wesen des Ersteren zu bemerken.

„Nun, hat sich die Sache aufgeklärt?“ fragte der Baron nach der ersten Begrüßung.

„Nein, sie ist noch verwickelter geworden,“ antwortete der Oberst. „Ich habe Dir den Fall nur angedeutet, jetzt muß ich ihn Dir genauer angeben. Vorgestern kehrten wir von unserm Manöver zurück in die Stadt. Wie Du weißt, ist das Manöver der letzte Termin der Einjährigen. Sie werden gewöhnlich unmittelbar darauf entlassen, bekommen zur Reise und um ihre Rechnungen, oder auch Schulden zu bezahlen, Geld von Hause geschickt und machen sich gewöhnlich noch einige vergnügte Tage. Zu den intimeren Bekannten Deines Sohnes gehört auch ein gewisser Werner, Sohn eines sehr reichen Fabrikbesitzers am Rhein. Bei der Rückkehr vom Manöver fand Werner einen Brief mit tausend Thalern vor. Mit dem Gelde sollte er theils seine Rechnungen bezahlen, theils die Kosten einer Reise nach Italien bestreiten, wo sich seine Eltern jetzt aufhalten. Werner gab vorgestern Abend seinen Freunden eine Bowle. Es befanden sich bei ihm: erstens Dein Sohn, zweitens die beiden Brüder Breidow, der eine Lieutenant, der andere Fähnrich, und der Einjährige Fallati.“

„Das ist der jüngere Bruder von meinem Inspektor,“ unterbrach der Baron.

„Ganz richtig. Die jungen Leute blieben bis gegen ein Uhr zusammen. Am andern Morgen kam Werner zu mir und sagte mir, es seien ihm aus seinem Schreibtisch achthundert Thaler entwendet worden. Er wisse ganz genau, daß um sieben Uhr, als seine Freunde zu ihm gekommen, das Geld in dem Fach gelegen habe. Niemand sei, nachdem die vier Herren sich entfernt, zu ihm in sein Schlafzimmer gekommen, in welchem der Schreibtisch steht. Am Morgen habe er dem Burschen selbst geöffnet und sei wach geblieben, der könne also nichts genommen haben. Als er aber um acht Uhr aufgestanden und das Geld gesucht, sei es fort gewesen, und ebenso ein Siegelring, der neben dem Gelde gelegen. Werner war in der höchsten Bestürzung,

nicht wegen des Geldverlustes, sondern wegen der Art und Weise, wie ihm das Geld abhanden gekommen. Denn nach seiner festen Ueberzeugung konnte es nur von einem seiner Gäste entwendet worden sein. Er bat mich, darüber zu schweigen, vielleicht habe sich nur einer von seinen Freunden einen Spaß gemacht. — Während er noch mit mir sprach, kam sein Bursche sehr eilig herbei und brachte einen offenen Zettel von Deinem Sohne und einen kleinen in Papier gewickelten Gegenstand. Auf dem Zettel standen die Worte: Lieber Werner! Den beifolgenden Ring hat mein Bursche heut Morgen in der Tasche meines Waffenrocks gefunden. Es kann nur Dein Ring sein. Wie ich dazu gekommen, weiß ich nicht. Es muß sich Jemand den Spaß gemacht haben, mir den Ring in die Tasche zu stecken. — Das war nun allerdings auffällig und ich schickte sogleich zu Deinem Sohne und bat mir seinen Besuch aus. Werner lachte bei dem Gedanken, Dein Paul könne ihm das Geld genommen haben. Hat er es, meinte er, so wird er es wahrscheinlich eben so zurückschicken, wie den Ring — es ist ein Scherz! Er blieb bei mir, bis Paul kam. Der Junge machte große Augen, als er hörte, daß dem Werner auch 800 Thaler fehlten und ich kann Dir nichts Anderes, als die Wahrheit sagen: sein ganzes Wesen war eines vollkommen unschuldigen und unbefangenen Menschen. Dennoch blieb die Geschichte mit dem Ringe räthselhaft. Wir sandten zu den beiden Breidow's und zu Fallati. Sie kamen sämmtlich. Ich benutzte einen Vorwand, um Paul fortzuschicken und inquirirte inzwischen die Anderen. Alle erklärten, es sei unmöglich, daß Einer von ihnen das Geld genommen haben könne. Sie seien sämmtlich nach und nach in das Schlafzimmer Werner's getreten, um irgend etwas von da zu holen. Fallati namentlich behauptete, Dein Sohn sei von allen Menschen derjenige, dem am wenigsten etwas Böses zuzutrauen sei. Freilich blieb

dadurch die Geschichte mit dem Ringe, der dicht bei dem Gelde gelegen, unaufgeklärt. Ich fragte, ob Paul betrunken gewesen sei; man antwortete allgemein verneinend. Es wurde sogar hinzugefügt, er habe es verhindert, daß gespielt werde. Der jüngere Breidow hatte ein Spiel vorgeschlagen, Paul aber war aufgestanden und hatte erklärt, er gehe fort, wenn man spiele. Nun, weißt Du, lieber Eberhard, schien mir gerade dieser Punkt bedenklich. Du mußt nicht heftig werden — wir sind Alle einmal mehr oder weniger leichtsinnig gewesen und danken es nur unserm günstigen Geschick, daß wir glücklich und mit makelloser Ehre das Alter der Vernunft und Ueberlegung erreicht haben! Aber gerade darin, daß Paul das Spiel abgelehnt, lag ein Anzeichen gegen ihn. Man könnte vermuthen, als habe er vermeiden wollen, daß Werner nach seinem Schreibtisch gehe, um Geld zu holen. — Genug, so weit war die Sache gediehen und ich schrieb auf alle Fälle an Dich, damit Du den Jungen einmal auf's Korn nimmst. Ich sage Dir, er macht mir den Eindruck eines durchaus ehrenhaften Menschen. Aber es giebt zuweilen krankhafte Anlagen, Manie, wie es die Aerzte nennen — davon kann ein junger Mensch befreit werden, wenn man ihm auf die Finger sieht."

„Ich würde ihm eine Kugel durch den Kopf schießen, wenn er es gethan!" murmelte der Baron, der leichenblaß geworden war, vor sich hin. „Aber ich glaube es wirklich nicht. Er hat nie diese Manie gehabt. Niemals hat uns etwas gefehlt. Er mag leichtsinnig sein, aber Stehlen — nein, unmöglich!"

„Also das war gestern Mittag der Stand der Dinge," fuhr der Oberst fort. „Heut Mittag nun kam Werner ganz verstört zu mir. Er halte es für seine Pflicht, sagte er, mir eine Mittheilung zu machen. Ein Bekannter, dem er den Vorfall erzählt, habe ihm mitgetheilt, Dein Paul habe gestern Nachmittag hundert Thaler an ein Mädchen, eine gewisse Mathilde,

geschickt — dieselbe, welche damals bei der unangenehmen Geschichte im Waldau'schen Lokal eine Rolle spielte."

„Hundert Thaler! Wie kommt der Junge dazu?" rief der Baron aufspringend. „Da könnte man ja rasend werden!"

„Nur ruhig!" rief der Oberst. „Du siehst also, es ist am Ende doch nicht unmöglich, daß da etwas Unrechtes vorgefallen. Es will mir, offen gesagt, nicht recht in den Kopf, aber Du begreifst es, die Anzeichen gegen Paul mehren sich. Ich habe ihn, als ich Deine Depesche erhielt, hierher bestellen lassen. Er muß jetzt unten im Bureau sein. Soll ich ihn heraufrufen lassen?"

„Gewiß! Gewiß!" antwortete der Baron, tief Athem holend.

Der Oberst klingelte und befahl dem Diener, den Einjährigen, Baron Goselitz, zu rufen.

„Es bleibt natürlich Alles unter uns!" fuhr der Oberst fort. „Werner selbst ist der festen Ansicht, daß Paul das Geld nicht genommen haben könne. Er hat es nur für seine Pflicht gehalten, mir die Mittheilung zu machen, da ich ihm anbefohlen, mich von dem geringsten Umstand, der sich auf diese Angelegenheit beziehe, in Kenntniß zu setzen. Du weißt nun, was geschehen. Frage ihn selbst! Aber ruhig und besonnen!"

Paul trat ein — ein großer, schlanker junger Mann, dem die Uniform vortrefflich stand. Als er seinen Vater erblickte, war er überrascht, aber nicht unangenehm. Die beiden Männer betrachteten ihn mit scharfen Blicken, aber auf dem Gesicht Paul's war auch nicht die geringste Verlegenheit zu bemerken — kein Schimmer von Erschrecken, von Bestürzung. Im Gegentheil, er eilte auf den Vater zu und rief freudig:

„Ah — Du willst mich abholen? Das ist prächtig, das ist freundlich von Dir!"

Ernst und gemessen reichte ihm der Vater die Hand. Paul schien verwundert über diesen kühlen Empfang.

„Nein, ich komme nicht deshalb, um Dich abzuholen," sagte der Vater. „Ich habe eine Frage an Dich zu richten, Paul. Du hast gestern dem Mädchen, der Mathilde, hundert Thaler geschickt. Woher hast Du das Geld?"

Ein helles Erröthen flog über Paul's Wangen. Aber es lag auch in diesem Erröthen nichts von Schreck oder Bestürzung. Nur einige Verwirrung zeigte sich auf seinem Gesicht.

„Ich habe mir das Geld gespart," antwortete er. „Ich glaubte nichts Unrechtes dabei zu thun."

„Gespart?" rief der Vater. „Das sieht Dir nicht ähnlich!"

„Aber es ist so!" antwortete Paul fest. „Du kannst Dir denken, Vater, daß mir das Schicksal des Mädchens am Herzen lag. Denn ich war die Schuld an ihrer Verwundung. Als ich nun hörte, daß sie in Folge jener Wunde zu schwach sei, um sich selbst ihr Brod zu verdienen und daß sie sehr kümmerlich bei ihrer Schwester lebe, faßte ich den Entschluß, monatlich etwas von meinem Taschengeld zurückzulegen und wenn ich mein Jahr abgedient hätte, ihr eine kleine Summe zu schicken. Seit Neujahr habe ich gespart, jeden Monat ungefähr zwölf Thaler. Es waren also hundert Thaler und da ich heut oder morgen entlassen zu werden hoffte, so schickte ich ihr gestern das Geld. Ich glaube, es ist wirklich nichts Böses dabei. Ich habe sie selbst nur einmal wiedergesehen und ihr mein Bedauern ausgesprochen. Sie meinte es jedenfalls gut mit mir!"

Der Ton, in welchem Paul diese Erklärung abgegeben, war so offen, so ruhig gewesen, daß kaum ein Zweifel an der Wahrheit seiner Mittheilung aufkommen konnte. Der Baron und der Oberst sahen sich an und in ihren Blicken lag: Unschuldig!

„Höre, Paul," sagte der Vater, „ich bin mit sehr schwerem Herzen herübergekommen. Ich weiß, Deinem Freunde Werner

sind achthundert Thaler entwendet worden, und der Schein ist gegen Dich.“

„Gegen mich? Was soll das heißen?“ fragte Paul.

Sein Auge war so klar, sein Blick so frei, daß der Vater nicht im Stande war, das verhängnißvolle Wort auszusprechen. Aber der Sohn errieth es. Sein Gesicht färbte sich plötzlich dunkelroth.

„Vater, ich will nicht hoffen, daß man mich im Verdacht hat, das Geld — —“

Er unterbrach sich.

„Nein, unmöglich!“ rief er. „Werner selbst wird das nimmer behaupten. Mein Gott, das wäre ja entsetzlich!“

„Nun lassen Sie nur, Goselitz!“ mischte sich jetzt der Oberst ein. „Wir sehen schon, daß Sie von der Sache nichts wissen. Aber wie in aller Welt kamen Sie zu dem Ring?“

„Das weiß ich nicht. Ich habe mir selbst den Kopf deshalb zerbrochen und die ganze Sache schließlich für einen Scherz gehalten!“ rief Paul erregt. „Nun ist das freilich anders. Ich muß wissen, wer mir den Ring in die Tasche geschoben. Das kann nur der Dieb selbst gewesen sein. Wenn der Ring da lag, wo das Geld gelegen, so kann nur Einer Beides zusammen genommen haben.“

„Das ist allerdings auch meine Ansicht!“ sagte der Oberst. „Aber es scheint mir unmöglich, den Thäter zu entdecken. Außer Ihnen waren die beiden Breidow's dort — durchaus ehrenhafte Kavaliere. Was Fallati betrifft, so bin ich über ihn weniger gut unterrichtet.“

Offenbar hatte der Oberst mehr zu sagen, aber er hielt inne, denn er wußte, daß sein Freund Goselitz viel auf seinen Inspektor hielt. Ein Mann von Ehre wird überhaupt nie eine Verdächtigung aussprechen, ohne sehr ernste Gründe zu haben. Hätten freilich der Oberst und der Baron Goselitz gewußt, daß

Anton Fallati früher mit Cibaroff bekannt gewesen und daß Paul den Russen durch seine Vermittelung kennen gelernt, so würden sie einen Anhaltspunkt für weiter gehende Vermuthungen gehabt haben.

„Nein, Herr Oberst," sagte jetzt auch Paul, „ich glaube nicht, daß Fallati eines Bubenstücks fähig wäre. Ich weiß keine Erklärung, absolut keine. Nach meiner Ansicht war Niemand von uns im Stande, einen Diebstahl und am allerwenigsten unter solchen Umständen zu begehen. Die Angelegenheit wird sich später aufklären. Werner muß sich irren. Irgend Jemand außer uns, auch außer dem Burschen, muß sein Zimmer betreten haben. Freilich der Ring — der Ring! Es ist zum wahnsinnig werden!"

Paul ließ sich von seiner Erregung so weit fortreißen, mit dem Fuß auf den Boden zu stampfen. Er begriff, was es heißt, unschuldig im Verdacht eines Verbrechens zu stehen. Thränen füllten seine Augen und mit erstickter Stimme rief er:

„Herr Oberst — lieber Vater! So wahr ich den Namen Goselitz führe, ich bin unschuldig! Ich weiß von nichts und ich habe keinen Verdacht auf irgend einen Menschen. Ich wünschte, ich könnte den Thäter entdecken — mein Leben wollte ich opfern! Weiter kann ich nichts sagen!"

„Gut, gut! Niemand klagt Sie an!" rief der Oberst, ihm begütigend auf die Schulter klopfend. „Die Sache ist abgemacht. Vielleicht wird der Thäter noch entdeckt. Sie sind übrigens entlassen, Goselitz. Holen Sie sich morgen Ihre Papiere."

Vater und Sohn verließen den Obersten. Paul war tief niedergebeugt. Der bloße Gedanke, man könne ihn einer That für fähig gehalten haben, die ihm seiner ganzen Natur nach zu vollbringen unmöglich gewesen wäre, ließ ihn im Innersten erbeben. Wenn er von Diebstahl hatte sprechen hören, so war

ihm das etwas ganz Fremdes, Unbegreifliches gewesen; er konnte sich dieses Verbrechen nur im Falle der verzweifelten Noth erklären. Sonst erschien es ihm, wie die wissentliche und absichtliche Lüge, als die tiefste Gemeinheit. Und nun selbst im Verdacht zu stehen — —!

Er bat seinen Vater, ihn auf einige Minuten verlassen zu dürfen und eilte zu Werner.

„Nimm ein Pistol und schieße mir eine Kugel durch den Kopf!“ rief er. „Aber wirf jeden Gedanken, daß ich meine Hand zu einem Verbrechen ausgestreckt haben könnte, weit von Dir!“

Dann erzählte er ihm, wie er dazu gekommen, die hundert Thaler an Mathilde zu schicken und wie er dieselben gespart. Werner war bewegt und bat Paul aufrichtig um Verzeihung.

„Leider giebt es keine andere Möglichkeit, als daß es Einer von Euch gewesen sein muß,“ fügte er denn hinzu. „Daß Du es nicht gewesen, das weiß ich nun. Ich will mir den Gedanken aus dem Kopf schlagen.“

Paul beschwor ihn, den Thäter anderswo zu suchen; es sei gräßlich, einen guten Freund in solchem Verdacht zu haben.

„Nun, mit Fallati zum Beispiel war ich nie gut Freund!“ agte Werner kühl. „Ich habe ihn durch Geldgeschäfte kennen gelernt. Indessen, Du hast Recht — fort mit dem Gedanken! Es wird ein Anderer gewesen sein!“

Sie trennten sich herzlich und Paul ging mit dem Vetter zur Tante, die nicht wenig erstaunt war, als sie die Ursache von dem plötzlichen Besuch des Vaters erfuhr, aber ebenfalls jeden Gedanken an die Schuld Pauls weit von sich wies.

„Lächerlich!“ sagte sie. „Wenn er Geld nehmen wollte, hätte er es bei mir bequemer haben können! — Indessen würde ich mich doch danach erkundigen, Paul, ob der Thäter nicht entdeckt wird. In solchen Sachen muß man klar sehen.“

Gewiß war das ein ganz guter Rath, aber Paul am allerwenigsten dachte daran, ihn zu befolgen. Als er mit dem Vater nach Hause zurückgekehrt war, beschäftigte ihn das neue Leben vollkommen. Es lag nicht in seinem Charakter, an vergangene Dinge zu denken und er vergaß diesen Zwischenfall, wie er das Ereigniß bei der Mutter Waldau längst vergessen hatte.

VII.

Das Erntefest wurde auf Goselitz ziemlich spät, gewöhnlich erst Ende September oder Anfang Oktober gefeiert, dann aber auch mit großem Pomp und unter lebhafter Betheiligung der Dorfbewohner. Es war dazu der schöne, geebnete Platz zwischen dem Schloßhofe und dem Park hergerichtet, auf welchem an diesem Tage — der natürlich ein Sonntag war — sich eine Menge schnell zusammengefügter Tische und Bänke erhoben. Laub-Guirlanden, zwischen denen bunte Laternen hingen, umgaben den Platz, dessen einer Theil zum Tanzen bestimmt war. Das Fest begann Nachmittags um vier Uhr, nach beendigtem Gottesdienst, mit Kaffetrinken. Um fünf Uhr wurden die riesigen Bierfässer angezapft und Jeder hatte Zutritt. Das gute Gebräu von Goselitz zog natürlich eine Menge Männer und Burschen an, und es war, wenn die Dämmerung eintrat, schwer Ordnung zu halten. Deshalb machte man um sechs Uhr eine Pause im Tanzen, um, wie es von alten Zeiten her Sitte war, der Herrschaft den Erntekranz zu überbringen.

Auf dem Schlosse wußte man dies natürlich und als der Zug erschien, traten der Baron, seine Frau, Paul und die beiden Töchter der Baronin auf die breite Rampe. Neben ihnen befanden sich die Inspektoren, der Rechnungsführer und verschiedene andere Beamte des Hofs; denn an diesem Tage speisten die Herren sämmtlich im Schloß. Gewöhnlich fand an diesem Tage

große Gesellschaft statt. Es waren heut jedoch nur einige Familien gekommen; die meisten Eingeladenen, unter ihnen die Familie Bostorff, hatten absagen lassen, da sie schon früher Einladungen zu einem andern Feste erhalten. Die ganze Gesellschaft, bei der im Hintergrund auch Betty nicht fehlte, stand auf der Rampe, und in der Oeffnung des breiten Korridors.

Zwei junge Mädchen trugen den Erntekranz, die eine groß, stattlich und keck, die Großmagd, die andere ein feines, zartes Wesen, von dem man keinen Begriff hatte, wie es unter diesen kernigen, derben Menschenschlag gerathen sei, mit sanften, schönen und traurigen Zügen. Da sie allgemein beliebt war, so hatte man sie der Großmagd als Begleiterin zugestellt. Sie war indessen sehr schüchtern und wagte nicht, das Auge zu erheben, als die Großmagd den üblichen Vers bei der Ueberreichung des Kranzes hersagte. Nur ein einziges Mal erhob sie das braune, verschleierte Auge und ihr Blick traf auf Fallati, dessen Miene sich verdüsterte und der leicht, kaum merklich, den Kopf schüttelte.

Als die Ceremonie der Ueberreichung des Kranzes beendigt war, nahm der Baron den Arm seiner Gattin und schritt dem Zuge voran nach dem Tanzplatz. Ihm folgte Paul, der scherzend seinen beiden Stiefschwestern den Arm geboten, den sie auch gern angenommen, da sie ihn mehr als je lieb hatten. Fallati führte eine der eingeladenen Damen. So kam es, daß Betty Lehnert ohne Begleiter blieb. Der zweite Inspektor hatte ihr den Arm bieten wollen, aber sie war kurz und unwirsch zurückgetreten. Erst als der ganze Zug den Hof verlassen hatte, ging sie mit bitterböser Miene allein nach dem Tanzplatz.

Dort empfing ein Tusch der Dorfmusikanten das herrschaftliche Paar. Dem alten Gebrauche gemäß, dem auch der Baron nachzukommen sich verpflichtet fühlte, tanzte der Baron mit der Großmagd, und die Baronin mußte sich bequemen, einige Walzertakte mit dem Großknecht zu machen, obgleich ihr Gesicht

nicht sonderlich heiter dabei aussah. Paul schwenkte Clara und dann Sidonie lachend einige Male auf dem festgestampften Boden herum; dann war dem Herkommen Genüge geleistet, und wer von den Herrschaften nicht bleiben wollte, der kehrte nach dem Schlosse zurück. Auf dem Tanzplatz aber begann nun das wahre Leben.

Kaum hatten der Baron und die Baronin sich entfernt, als einige junge Herren auf Betty zueilten, die mit noch immer düsterem Gesicht unter den Zuschauern stand. Ihr den Arm bieten, um sie im Zuge zu führen, das hatte Keiner gewollt, da sie doch immer nur die Kammerjungfer war; jetzt mit ihr tanzen, ihr die Hand zu drücken — das war eine andere Sache! Aber Betty dankte, sie wollte noch nicht tanzen, sagte sie. Paul tanzte gerade, wie dies ebenfalls Sitte war, mit der Großmagd und alle anderen jungen Mädchen hatten sich herangedrängt, um vielleicht ebenfalls von ihm zum Tanze aufgefordert zu werden. Denn es unterlag keiner Frage — Paul war der Abgott des ganzen Hofes, jedenfalls des weiblichen Theils. Das konnte Niemand Wunder nehmen: einen schmuckeren, freundlicheren jungen Herrn gab nichts auf zehn Meilen in der Runde. Auch der schwarze Gesellschafts-Anzug stand ihm heut vortrefflich, und der leichte braune Flaum auf der Oberlippe verlieh seinen, sonst noch immer etwas weichen Zügen jetzt einen Anflug von Männlichkeit, den man bis dahin nur ungern vermißt hatte.

Betty war allen Bewegungen Paul's mit unverwandtem Blicke gefolgt. Jetzt tanzte er mit der Begleiterin der Großmagd, dem feinen, zarten Mädchen, das jedoch zufrieden zu sein schien, als der Tänzer sie entließ, und sich wie ermattet auf eine Bank setzte. Paul's Auge überflog nun die Schaar der Mädchen. Es fiel auf Betty und er eilte auf sie zu.

„Darf ich um die Ehre bitten, Fräulein Lehnert?“ sagte er scherzend.

„Ich danke, Herr ‚Baron, ich tanze nicht!“ antwortete Betty so kurz und scharf, daß es allgemein auffiel.

„Aber warum denn nicht?“ fragte Paul verwundert.

„Weil ich keine Lust habe, mich so herumschwenken zu lassen, wie Sie es mit den Berliner Kellnerinnen gewöhnt sind,“ antwortete Betty.

Paul sah sie befremdet an; er wußte offenbar nicht, was er davon denken solle. Wie kam er zu diesem Ruf?

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte er kopfschüttelnd, „doch wie Sie wollen!“

Er trat bei Seite. Fallati kam auf Betty zu und that als ob er nichts bemerkt hätte.

„Nun, Fräulein?“ sagte er, den Arm um ihre Taille legend.

„Mit Vergnügen!“ antwortete Betty und Beide mischten sich in die Reihen der tanzenden Paare.

Während sie dahinwirbelten, hingen die Blicke des stillen, blassen jungen Mädchens mit einem Ausdruck tiefer Trauer und Sehnsucht auf dem Paare und vorzugsweise auf Fallati. Dann füllten sich ihre Augen mit Thränen, sie verließ ihren Platz und wurde an diesem Abend nicht wieder gesehen.

Paul war durch die Erinnerung an die „Berliner Kellnerinnen“ verstimmt. Er errieth, daß Betty von jenem traurigen Vorfall gehört haben müsse. Dennoch war es jetzt nicht Zeit, solchen Gedanken nachzuhängen. Er tanzte noch mit einer Anzahl von Mädchen, ging dann, als es dunkel wurde, zu dem Ausschank und that den Knechten, die ihm den Ehrentrunk boten, Bescheid, plauderte mit denen, die ebenfalls unter den Dragonern oder unter der Kavallerie überhaupt gestanden hatten, und mußte das donnernde Lebehoch, das sie ihm darbrachten, mit anhören.

Als er nach dem Tanzplatz zurückkehrte, auf dem inzwischen

die Feuerkörbe und farbigen Lampen angezündet worden, traf er gerade auf Betty, die mit einem der fremden Herren getanzt hatte und vor Erregung glühte.

„Nun, Paul,“ sagte sie, „jetzt habe ich Lust!“

Paul hätte ihr gern geantwortet, daß er jetzt keine Lust zum Tanzen habe, aber dazu war er zu artig. Er tanzte mit ihr, sie schmiegte sich an ihn, daß er fast fürchtete, es möge auffällig erscheinen. Dann, als sie aus den Reihen der Tänzer traten, ließ sie gleichsam unwillkürlich ihren Arm in dem seinigen und ging mit ihm auf und ab.

„Wie kamen Sie zu der Bemerkung vorhin, Betty?“ fragte Paul.

„Ach, das flog mir so durch den Kopf,“ antwortete Betty lachend. „Hier auf dem Schlosse meint Jeder, Sie könnten nicht bis zehn zählen, und in Berlin, da haben Sie Liebschaften mit Kellnerinnen und wer weiß sonst mit wem!“

„Liebschaften? Da wissen Sie mehr als ich, Betty,“ sagte Paul. „Wer hat Ihnen das vorgeredet?“

„Ach, gehen Sie, Paul, seien Sie nicht unaufrichtig gegen mich!“ rief Betty fast erzürnt. „Verdenke ich es Ihnen denn? Sie sind ein junger Mann — und kein übler, das wissen Sie selbst! Weshalb sollten Sie denn gerade ein Heiliger sein?“

Darauf ließ sich nicht viel erwidern. Um ihr ausführlich zu betheuern, daß ihn bis jetzt die Liebe weder viel Zeit, noch viel Geld gekostet, war Paul nun zu alt. Er stand in den gefährlichen Jahren, in denen man lieber leichtsinnig, als unwissend erscheinen will. Es wäre auch in der That komisch gewesen, wenn er Betty hätte versichern wollen, das ganze weibliche Geschlecht interessire ihn bis jetzt nicht im mindesten. Welchen Zweck hätte das gehabt? Er schwieg und war nicht unzufrieden, als einer der jungen Gäste Betty zum Tanz holte. Sie verließ ihn mit einem Händedruck.

War sie verliebt in ihn? Diese Frage trat plötzlich und zum ersten Mal an Paul heran. Daß sie schön sei, hatte er heut den ganzen Tag von allen Herren gehört. Paul war zwanzig Jahr alt; der Gedanke, daß ein schönes Mädchen in ihn verliebt sei, ließ ihn also nicht ganz gleichgültig. Auch lebt man nicht ein Jahr in Berlin mit einjährigen Dragonern zusammen, ohne auf diesen oder jenen Gedanken zu kommen. Aber es fiel ihm dennoch nicht ein, diese günstige Gelegenheit zu benutzen. Erstens konnte er sich irren, und zweitens stand ihm das Beispiel seines Oheims Kurt vor Augen. Wohin sollte ein solches Verhältniß führen? Heirathen konnte er sie doch nicht und für ein leichtes Verhältniß stand sie ihm zu nah. Er hatte sie lieb, in einer Art brüderlicher Weise, glaubte auch, obwohl sie sich in der letzten Zeit von ihm fern gehalten — was er jetzt, mit reiferem Verstande, billigte — daß sie ihn ebenfalls gern habe. Es schien ihm eine Art Vertrauensbruch, wenn er ihr mit anderen, als mit freundschaftlichen Gefühlen nahte.

Man sieht, es war weder Liebe noch Leidenschaft in ihm, sonst hätte sein Herz eine andere Sprache gesprochen. Die Entsagung wurde ihm nicht schwer. Er beschloß, Betty etwas aufmerksamer zu beobachten, als er bisher gethan, und wenn er finde, daß sie ein gefährliches Gefühl für ihn hege, sie zu vermeiden. Nach seiner Ansicht mußte sie, sobald sie das bemerkte, von selbst in die Schranken der Ruhe und Besonnenheit zurückkehren.

Mit diesem für einen zwanzigjährigen Jüngling sehr gewagten Entschluß kehrte er zu den jungen Männern zurück. Es war der Geburtstag des Inspektors und Fallati hatte sich ausgebeten, daß die jüngeren Herren heut Abend seine Gäste sein sollten. So begaben sich denn Alle dorthin. Fallati hatte für ein feines, kaltes Souper gesorgt, das seines Gleichen suchte, auf einem

Landsitze überhaupt schwer herzustellen war. Von Berlin aus waren in einer großen Kiste Austern, Hummern, Caviar, Pasteten und andere Delikatessen angelangt, die allgemeine Bewunderung hervorriefen und trotz des splendiden Diners den Gaumen reizten. Feine Weine, unter denen der Champagner der billigste war, standen in Ueberfülle zur Verfügung der Gäste. Allgemein bedauerte man, daß die älteren Herren an diesen Genüssen nicht Theil nehmen könnten, aber Fallati meinte, es sei gemüthlicher, wenn die Jüngeren unter sich wären, und darin stimmte man ihm bei.

So vergingen, während draußen Tanz und Musik fortdauerten und tolles Jauchzen herüberdrang, einige Stunden. Es war zehn Uhr geworden und man beschloß einen allgemeinen Besuch auf dem Tanzplatze. Die Mehrzahl der jungen Leute befand sich bereits in einem mehr als erheiterten Zustande. Es fehlte deshalb nicht an kleinen Reibungen mit den Knechten und Bauern. Fallati, der vollkommen nüchtern, und Paul, der ebenfalls noch besonnen und ruhig war, hatten viel Mühe, Streitigkeiten zu verhindern.

Einer von den jungen Männern, ein Herr von Winterhalt, der mit seinen Eltern heut auf Goselitz zum Besuch war, zeigte sich am tollsten und übermüthigsten, und stieß einen der Knechte, der sich eines Mädchens annahm, vor die Brust. Es fielen scharfe Worte aus den Reihen der stämmigen Burschen und Paul eilte hinzu, um zu besänftigen. Winterhalt nahm das übel und sagte Paul, er möge sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern. Aber Fallati kam dazu und es gelang, den halbberauschten Störenfried zu entfernen. Nach und nach kehrten Alle in Fallati's Wohnung zurück. Winterhalt grollte jedoch, sprach nicht mit Paul und trank mehr als zuvor.

Wie es fast immer bei derartigen Gelagen der Fall ist, wurde auch hier von irgend Einem der Vorschlag gemacht, den

Abend mit einem Spiel zu beschließen. Fallati erklärte sich dagegen, lebhaft von Paul unterstützt. Aber die jungen Leute waren nicht zu beruhigen und Fallati gab endlich nach, unter der Bedingung, daß nur niedrig gespielt werde und nie mehr als fünf Thaler auf einer Karte stehen dürften. Darauf ging man bereitwillig ein und das Spiel begann. Bald war von niedrigem Pontiren nicht mehr die Rede; Winterhalt namentlich setzte hoch und verlor. Paul betheiligte sich nur hin und wieder mit einem Thaler bei dem Spiel.

Fallati hielt gerade die Bank. Winterhalt besetzte eine Karte, auf welcher bereits ein Thaler stand, den Paul gesetzt. Die Karte gewann, Beide ließen den Gewinn stehen. Noch einmal gewann die Karte und Winterhalt strich den ganzen Gewinn ein.

„Verzeihen Sie," sagte Paul lachend, „Sie sind zu eilig, Winterhalt. Vier Thaler gehören mir."

„Kein Gedanke!" rief der junge Mann. „Ich hatte die Karte allein besetzt."

„Nun, ich sage Ihnen, ich hatte sie gleichfalls besetzt," antwortete Paul lebhafter. „Ich weiß es, denn ich hielt nur die eine Karte."

„Das ist nicht wahr!" schrie Winterhalt. „Man kennt das schon. Bei Werner . . ."

„Was, bei Werner? Was war da?" rief Paul, dicht an Winterhalt herantretend und ohne einen Tropfen Blut im Gesicht.

Aber schon war Fallati aufgesprungen, hatte Winterhalt an den Schultern gefaßt und schüttelte ihn, flüsterte ihm auch dabei einige Worte zu.

„Mann!" rief er laut. „Sie sind toll — was fällt Ihnen ein? Was reden Sie? Ich schaffe Sie sofort aus dem Zimmer!"

Winterhalt schien zur Vernunft zu kommen.

„Was habe ich denn gesagt?" fragte er lallend.

„Ich habe nie bei Werner gespielt!“ rief jetzt Paul drohend. „Und wenn Sie etwas Anderes meinen . . .“

„Mein Gott, ich bitte um Verzeihung, ich dachte wirklich an Jemand anders!“ sagte Winterhalt, Paul die Hand zur Versöhnung hinreichend. „Seien Sie nicht böse. Ich dachte an — doch, genug, an einen ganz Anderen. Sie haben ja nie bei Werner gespielt.“

„Also abgemacht, Herr von Winterhalt hat um Verzeihung gebeten und ist überhaupt im Unrecht!“ rief Fallati. „Ich weiß, daß Herr von Goselitz die Karte besetzt hatte.“

„Nun, hier sind die vier Thaler und nichts für ungut!“ sagte Winterhalt mit dem Stammeln eines Betrunkenen. „Alles in Ordnung. Fünf Thaler auf die Zehn!“

Paul nahm mit zitternder Hand das Geld, setzte es auf eine Karte, verlor es und verließ das Zimmer.

Er war heftig erregt. Woher wußte Winterhalt von dem Vorfall bei Werner, und wer hatte ihm die Sache in einem für Paul ungünstigen Lichte dargestellt? Sollte etwa Fallati durch seinen Bruder Nachricht erhalten und die alberne Geschichte weitererzählt haben? Doch Fallati hatte sich ja so vernünftig und vermittelnd benommen, war so energisch für Paul eingetreten! Wahrscheinlich hatte Winterhalt seine Nachrichten aus einer andern Quelle.

Paul murmelte einen Dragoner-Fluch zwischen den Zähnen. Wehe dem, der ihm das noch einmal sagte! Er hatte auf dem Fechtboden eine gute Klinge führen gelernt und auf dem Schießstand selten den in die Luft geworfenen Ball verfehlt. Nicht zum zweiten Mal sollte irgend Einer auf die Sache anspielen! Aber verdrießlich war es doch immer, daß diese unerklärliche Geschichte unter die Leute gekommen war. Er wollte an Werner schreiben und ihn auffordern, eine energische Untersuchung zu veranlassen, damit der Verbrecher entdeckt werde. Er fühlte,

daß er eine Anspielung darauf nicht ertragen könne und nicht ertragen dürfe.

Er war auf die Rampe der Hoftreppe getreten. Plötzlich fühlte er, daß zwei Hände ihm die Augen zuhielten, ähnlich wie es Kinder spielend thun. Er wußte sogleich, daß es nur Betty sein könne und da er in gereizter Stimmung war, so sagte er etwas schnell, aber nicht barsch: „Ach Betty! Welcher Unsinn!“

„Sei doch nicht so unartig, Paul!“ rief Betty, die Hände von seinen Augen fortnehmend. „Du scheinst keinen Scherz mehr zu verstehen.“

„O, ich verstehe schon!“ antwortete Paul. „Aber über die Kinderjahre sind wir hinaus!“

Betty konnte nicht ahnen, daß der kurze, etwas herbe Ton, in welchem Paul mit ihr sprach, nur der Widerhall der Bitterkeit war, von der sein Herz überfloß.

„Ja, natürlich!“ rief sie, zur Seite tretend. „Der Herr Baron lassen mich empfinden, wer ich bin!“

„Betty,“ rief Paul, „um Himmelswillen — so ist es nicht gemeint!“

Es giebt nichts Natürlicheres für einen Mann, als ein weibliches Wesen, das man beleidigt zu haben glaubt, um Verzeihung zu bitten — in den meisten Fällen ist aber auch nichts wirkungsloser. Man gießt nur Oel in's Feuer.

„Ich werde Ihnen nicht mehr beschwerlich fallen, Herr Baron — nie, gewiß nicht!“ rief Betty. „Ich hätte mir denken können, daß Sie in Berlin an andere Damen“ — sie lachte bitter und spöttisch bei diesem Wort — „gewöhnt sind. Sie wissen jetzt, wie man uns arme Mädchen zu behandeln hat! Verzeihen Sie, daß ich meine Stellung vergessen habe!“

Damit verschwand sie im Innern des Schlosses.

Paul war sehr unangenehm, selbst traurig berührt. Wenn

ihm irgend etwas fern lag, so war es Ueberhebung, Hochmuth und Standesvorurtheil. Gern hätte er ihr auseinandergesetzt, daß ihn jetzt ganz andere Dinge beschäftigten, daß er über Winterhalt's eigenthümliches Benehmen erbittert sei und fürchten müsse, die leider bekannt gewordenen Ereignisse, in die er ohne seine Schuld verwickelt worden, könnten ihm noch ernste Unannehmlichkeiten zuziehen — aber sie war fort!

Nun, dachte er, vielleicht ist es um so besser! Sollte ich Eindruck auf sie gemacht haben, so wird sie mich nun zu vergessen suchen, wenn sie erzürnt auf mich ist — und das wollte ich ja! Der Vater ist ohnehin nicht gut auf mich zu sprechen. Eine Liebschaft mit der Betty würde ihn gewiß noch mehr gegen mich aufbringen!

Das war nur zu sehr begründet. Baron Eberhard war, ohne daß er es ahnte, durch seine Gattin beeinflußt worden. Sie hatte zuweilen hingeworfen, Paul habe eine unglückliche Hand; Alles, was er berühre, worin er sich mische, schlage ihm zum Unheil aus. Zu dem letzten Bericht über den an Werner verübten Diebstahl hatte sie sogar geschwiegen, und zwar in einer Weise, die den Baron innerlich kränkte, da er entschieden nicht an die Schuld Paul's glaubte, die ihn aber doch auch andererseits gegen Paul aufreizte. Er dachte, wie die Baronin: Dieser unselige Junge wird viel Unglück haben und schließlich uns selbst mit hineinziehen.

Schon die Angelegenheit bei der Mutter Waldau hatte ihm viel Verdruß bereitet. In den Zeitungen war der Vorfall acht Tage lang besprochen und nach jeder Seite hin in übler und guter Absicht erörtert worden. Dabei hatte es nicht an Spott gegen den hochkonservativen Baron von Goselitz gefehlt, der seine Kinder in so aristokratischen noblen Passionen erziehe. Sah nun auch Baron Eberhard ein, daß Paul ganz unschuldig sei, so war er doch nur ein Mensch, und in mancher Hinsicht

ein schwacher: er ließ Paul entgelten, was er doch selbst verschuldet hatte. War Paul auch unschuldig in jene Spielhölle gerathen, so trug er doch immer die Schuld an den Unannehmlichkeiten, die der Baron erleiden mußte. Und ähnlich war es mit der Werner'schen Angelegenheit. Der Baron hatte eine Zeitung zugeschickt erhalten, in welcher der Vorfall erwähnt war, und zwar mit Hindeutung darauf, daß der junge Herr, in dessen Tasche sich der Ring gefunden, derselbe sei, welcher damals die Veranlassung zu der Verwundung der Mathilde Rüdiger gewesen. Der Baron hatte das Zeitungsblatt sogleich verbrannt und zu Niemand ein Wort davon gesagt. So wußte denn auch Paul nichts davon. Aber er las in den Augen des Vaters Unzufriedenheit und Kälte, und da er ein guter Sohn war, so hatte er den festen Entschluß gefaßt, nichts zu thun, was seinem Vater einen wirklichen Grund zum Unwillen geben könne. Uebrigens hatte der Vater sogleich nach dem Empfang des Zeitungsblattes an seinen Freund, den Obersten, geschrieben, und denselben gebeten, die Angelegenheit weiter zu verfolgen und Werner zur Entdeckung des wahren Diebes zu veranlassen.

Es war sehr erklärlich, daß Paul sich mit dem Gedanken beschäftigte, wer den Vorfall bei Werner weiter erzählt haben könne — ebenso erklärlich aber auch, daß er keinen der Anwesenden im Verdacht hatte. Er kannte ja Werner, die Breidow's und Fallati als die ehrenhaftesten, anständigsten Menschen von der Welt! Er nahm sich vor, bei Gelegenheit Winterhalt aufrichtig zu fragen, woher er die Nachricht habe.

Nur ungern ging er in das Zimmer Fallati's zurück. Doch verlangte es der Anstand. Er sah, daß das Spiel lebhaft fortdauerte, flüsterte deshalb dem Inspektor einige Dankes- und Abschiedsworte ins Ohr und entfernte sich, ohne Aufsehen zu erregen. Bald genoß er des süßen Vorrechts der Jugend — eines tiefen und festen Schlafs.

Am andern Vormittag erhielt Paul von dem Inspektor, unter dessen specieller Leitung er als „Volontär" oder „Eleve" stand, den Auftrag, nach einer ziemlich entfernten Ziegelei hinüberzureiten und dort einige Anordnungen zu treffen. Diese Ziegelei lag in der Nähe von Hohen-Selichow, der Besitzung des Herrn von Bostorff, und als Paul in der Ferne die hohen Bäume bemerkte, welche das Schloß umgaben, richteten sich seine Gedanken von selbst auf seine jugendliche Freundin Elise.

Er hatte sie seit jenem Tage, an welchem er ihr mit Betty nachgeblickt, nicht wiedergesehen. Da das junge Fräulein von Bostorff, so oft er in Hohen-Selichow vorsprach, für ihn nie zu sprechen gewesen war, so zweifelte Paul nicht daran, Elise habe ihm etwas übel genommen. Was das sein könnte, errieth er freilich nicht, machte sich auch, wie früher erwähnt, darüber im Ganzen wenig Gedanken. Vor seinen Augen stand sie noch immer als das zwölf- oder dreizehnjährige Kind, das er recht gern gehabt hatte, das aber doch nicht im Stande war, irgend einen bedeutenden Einfluß auf seine Gedanken zu üben. Dennoch erfüllte es ihn mit wahrhaftem Bedauern, zu wissen, daß es irgend ein Wesen auf der Welt gebe, das sich durch ihn verletzt glaube. Er hoffte, das Räthsel bald zu lösen. In ungefähr vierzehn Tagen war der Geburtstag der Frau von Bostorff. Dazu hatten die Eltern stets eine Einladung erhalten. Daß er dieses Mal, da er in Goselitz anwesend war, die Eltern begleiten werde, verstand sich von selbst und dann mußte er ja Elise sehen und konnte sie fragen, was sie gegen ihn habe.

Er richtete seinen Auftrag in der Ziegelei aus und ritt nach Goselitz zurück, auf einem Feldwege, den dichte Weiden begrenzten. Dieser Feldweg durchschnitt die Chaussée, die nach Goselitz führte und auf welche Paul später einlenken mußte. In der Nähe der Chaussée bemerkte er auf derselben zwei Reiter, oder vielmehr einen Reiter und eine Reiterin. Sie waren noch ziem-

lich weit entfernt von ihm, aber irgend etwas sehr Schnelles und Plötzliches in seinem Herzen sagte ihm, daß die Reiterin Elise von Bostorff sei. Er hatte davon gehört, daß sie fast täglich mit einem alten Verwandten, der sich auf Hohen-Selichow befand, spazieren reite.

Welche günstige Gelegenheit, sie wiederzusehen? Paul, der durch die Kronen der Weiden den Reitern auf der Chaussée unbemerkt geblieben sein mußte, gab seinem Pferde die Sporen und sprengte auf die Chaussée, jenen Beiden entgegen. Aber so wie sie ihn bemerkten, stutzte die Reiterin, die mit ihrem Begleiter nur noch wenige hundert Schritte entfernt war.

Sie wollte schnell ihr Pferd herumreißen, mochte dies aber zu heftig thun, oder irgend etwas Anderes mochte das Pferd wild machen — genug, es tanzte eine halbe Minute lang auf den Hinterbeinen im Kreise herum, senkte dann den Kopf und schoß im vollsten Lauf davon. Paul sah sogleich, daß die Reiterin die Herrschaft über das Thier verloren habe und daß ein entsetzliches Unglück geschehen könne, wenn Elise ab- und gegen eine der Pappeln, welche die Chaussée begrenzten, geworfen wurde. Das Pferd, das er ritt, war zwar kein Prachtpferd, aber doch ein guter Renner. Und als er nun gar bemerkte, daß der Begleiter Elisens mit seinem Pferde ebenfalls nicht recht vorwärts kam und der Reiterin nicht folgen könne, gab er seinem Pferde so nachdrücklich die Sporen, daß das wackere Thier unmuthig aufschnaufte und dann mit aller Geschwindigkeit dahinschoß.

Es war keine leichte Arbeit, Elise einzuholen, wenigstens ehe ein Unglück geschah. Die Chaussée machte jetzt eine Biegung und Paul benutzte dieselbe, um ein Stück des Weges abzuschneiden. So war er denn schon nach einigen Minuten dicht hinter Elise. Er erkannte sie kaum — aber sie mußte es sein. Die er zuletzt als Kind gesehen, war eine junge Dame geworden.

Doch hatte er jetzt keine Zeit, darüber Betrachtungen anzustellen. Er sah, daß Elise nur noch ganz lose im Sattel saß, daß sie den Zügel mit beiden Händen krampfhaft umfaßt hielt — ein Bauernwagen, neben dem ein Hund herlief, kam ihnen entgegen. Wenn das Pferd dort scheute oder eine schnelle Bewegung machte, so war es um Elise geschehen. Paul trieb also seinen Renner noch schärfer an, galloppirte eine halbe Minute neben Elise, die ihn gar nicht zu bemerken schien, griff dann plötzlich nach dem Zügel Elisens und riß ihn gewaltsam an sich. Daß die Reiterin schwanken werde, war vorauszusehen, aber die schnelle Bewegung ihres Pferdes war gebrochen. Paul hatte das vorausberechnet. Das Pferd that einen Seitensprung. In demselben Augenblick aber hatte er Elise mit beiden Händen ergriffen und aus dem Sattel gehoben. Elisens Pferd jagte weiter. Paul aber hielt, Elise mit der linken Hand umschlingend, sein Roß an.

Es war ein Meisterstück der Reitkunst gewesen, das Paul hier vollführt hatte und ohne die Folgsamkeit seines eigenen Pferdes wäre es ihm unmöglich gewesen. Jetzt ließ er Elise sanft auf die Erde gleiten, sprang selbst vom Pferde und führte die junge Dame nach einer nahen kleinen steinernen Brücke, auf deren Einfassung sich Elise, keines Wortes mächtig, niedersinken ließ.

Sie war von glühendem Roth übergossen, aber wie schön, wie schön war sie geworden! Paul hätte kaum sprechen können, auch wenn der Zustand Elisens es ihm möglich gemacht hätte, sie anzureden. Nichts mehr von einem Kinde, einem Mädchen — nein, wahrlich eine ganz vollendete junge Dame! Sie hatte die Hand auf das Herz gelegt und holte tief Athem. Vergebens besann sich Paul darauf, ob er irgend etwas thun könne, sie zu beruhigen. Er war selbst in Angst und fast unwillkürlich brach er in die Worte aus:

„Aber weshalb wollten Sie mich nicht sehen?“

Elise schüttelte nur mit großer Lebhaftigkeit den Kopf.

Wie er das zu verstehen habe, wußte Paul nicht recht. Jetzt kam aber der Begleiter Elisens hinzu — ein früherer Major, der etwas vor der Zeit alt und ungelenkig geworden.

„Gott sei Dank!“ rief er. „Liebe Elise, es fehlt Ihnen doch nichts? Und Sie — ach, Sie sind es, Herr von Goselitz. Wir glaubten, es wäre der Herr Inspektor.“

Ein noch tieferes Roth schien auf Elisens Wangen zu glühen. Aber für Paul waren diese Worte Musik. Er wußte zwar nicht, welcher Inspektor gemeint sei, aber wenigstens vor ihm hatte die Elise doch nicht die Flucht ergriffen.

„In der That,“ rief er, „ich glaubte, Sie wollten mich vermeiden . . . “

„Nein — nein — ich wollte — überhaupt — umkehren,“ sagte Elise, mit Mühe und nach Luft ringend. „Ich danke Ihnen — vielmals!“

„Sprechen Sie nicht! Sprechen Sie noch nicht!“ rief Paul voll Besorgniß. „Es greift Sie an. Ruhen Sie sich aus. Wie geht es Ihnen, Herr Major?“

„O, dieses verwetterte Pferd!“ rief der alte Herr, der nicht mehr sehr martialisch aussah. „Dieses Thier ist so gutmüthig, aber so wie man etwas Besonderes von ihm verlangt, wird es obstinat wie ein Maulesel. Glauben Sie, daß ich meine Noth gehabt habe, mich im Sattel zu halten? — Doch, theuerste Elise, mein liebstes Mädchen — wie geht es Ihnen denn?“

„Vortrefflich, Onkelchen!“ lächelte Elise. „Ich habe mich vollkommen wieder erholt, und wenn ich mein Pferd hätte — “

Sie hatte es bis jetzt vermieden, Paul anzusehen. Jetzt streifte ihn ein kindlicher schelmischer Blick aus ihrem hellbraunen Auge und dann sah sie die Chaussée entlang. Das Pferd, als ob es sich schäme, eine so große Dummheit begangen zu haben, hatte mitten im eiligsten Lauf innegehalten, ja sogar Kehrt gemacht und kam jetzt langsam die Chaussée herauf.

„Hans! Hans!“ rief Elise aufstehend. „Komm her, Hans! Komm!“

Das Pferd stutzte, spitzte die Ohren und kam dann zierlich herangetrabt, wie es die gut geschulten, frommen Pferde zu thun pflegen.

Paul wollte ihm entgegen gehen.

„Nein, nein! Lassen Sie nur!“ rief Elise. „Es kennt mich, es kommt ganz allein. Aber nun, Herr von Goselitz, lassen Sie mich Ihnen meinen schönsten Dank sagen!“

Sie knixte dabei schelmisch und schlug die Augen nieder, die schönen, großen klaren Augen.

„Aber ich bitte Sie, Elise — gnädiges Fräulein!“ rief Paul, glühend erröthend. „Wie lange haben wir uns nicht gesehen!“

„Es ist allerdings eine gute Zeit her,“ und bei der Erinnerung wurde ihr Gesicht etwas kälter, oder wenigstens verschlossener. „Doch, Onkel, nun wollen wir wieder aufsitzen.“

Sie ging auf ihr Pferd zu, das jetzt vor ihr stand, erfaßte die Zügel desselben und klopfte es sanft auf den Hals.

„Hans — warte, ich werde Dir nie wieder trauen!“ rief sie. „Du böses Thier! Wenn dieser Herr nicht gekommen wäre, Du hättest mich am Ende gar abgeworfen?“

Das Pferd bewegte in jener eigenthümlicher Weise, die uns fast an ein Verständniß unserer Worte glauben läßt, den Kopf und schüttelte ihn dann energisch.

„So? — also Du hättest es nicht gethan?“ rief Elise lachend. „Nun, dann wollen wir Dir noch einmal trauen!“

Paul stand wie verzaubert. Diese schöne junge Dame, die jetzt das Pferd streichelte — diese elfenschlanke und doch durchaus nicht gebrechliche Gestalt mit der vollen, aber weichen und noch immer gerötheten Wange — das war seine kleine Freundin Elise? Kaum möglich! Er kam sich wie ein ganz alberner

Bursche vor; er wußte gar nicht, was er sagen sollte. Was mußte sie von ihm denken!

Hätte er gewußt, was sie von ihm dachte, er wäre wohl zufrieden gewesen. Das helle Roth auf ihren Wangen bedeutete die Freude des Wiedersehens — des unverhofften, aber in seinem Ausgang jedenfalls glücklichen Wiedersehens. Ja, sie war ihm böse gewesen, wegen des Spottes, den er ihr, wie sie damals glaubte, nachgesandt. Sie hatte auch gehört, es sei in Berlin nicht Alles mit ihm in Ordnung gewesen. Aber sie hatte das Gefühl der Zuneigung zu ihm dennoch nicht aus ihrer jungen Seele ausrotten können, und so manches Mal, wenn er in Hohen-Selichow zum Besuch war, hatte sie sich großen Zwang anthun müssen, nicht hervorzukommen und ihm wie früher traulich die Hand zu reichen. Sie mochte sich übrigens wohl auch gedacht haben, daß er viel wilder und verwegener geworden sei. Ihn so verlegen, befangen und ganz wie früher zu sehen, war für sie ein kleiner Genuß, der ihr ein Lächeln auf die frischen Lippen lockte, das sie durch das Tändeln mit dem Pferde zu verdecken suchte.

„Ich darf Sie doch noch eine Strecke begleiten?" fragte Paul schüchtern.

„Nun gewiß, Herr von Goselitz!" rief der alte Major, die Antwort übernehmend.

Paul reichte jetzt Elise die Hand, um ihr beim Aufsteigen behülflich zu sein. Sie berührte die Hand kaum und flog hinauf in den Sattel, wie ein Vogel. Paul, den alten Herrn vergessend, war ebenfalls mit einem einzigen Schwunge auf seinem Pferde. Der Major brauchte jedoch etwas längere Zeit und nahm die hülfreich dargebotene Hand Paul's dankbar an.

Paul, der nun doch ein wenig mehr Muth gefaßt hatte, fragte während des Reitens, wie es den Eltern gehe und woher es denn eigentlich komme, daß er Elise so lange nicht gesehen.

Sie schrieb es dem Zufall zu und meinte, was sich denn so ein Einjähriger viel aus einem Kinde mache!

„Ein Kind!“ rief Paul unwillkürlich. „Aber, Elise — gnädiges Fräulein — Sie sind so groß und so — groß!“

Das „schön“ wollte ihm nicht über die Lippen; er hielt es für unartig. Aber Elise hatte doch wohl verstanden, was er meine. Sie wandte sich ab und Paul sah, wie eine leichte Röthe zu ihrem kleinen Ohr hinaufzuckte.

„Ich kann wohl sagen, daß ich wirklich einen Schreck bekam, als ich Sie plötzlich umlenken sah,“ sagte Paul dann. „Ich konnte es mir nicht anders denken, als daß Sie mich vermeiden wollten. Wirklich, es wäre entsetzlich gewesen, wenn ich mir hätte denken müssen, daß Ihnen ein Unglück geschehen wäre — um meinetwillen!“

„Aber lieber Paul — lieber Herr von Goselitz,“ antwortete Elise erröthend, „davon kann gar keine Rede sein! Nein, ich wollte umkehren, überhaupt umkehren.“

„Und doch sagte der Herr Major, Sie hätten geglaubt, einen Inspektor zu erkennen — welchen Inspektor?“

„O, bewahre! Ich meinte das scherzend,“ antwortete Elise etwas befangen. „Ich glaubte, es sei Herr Fallati, und da wir am Endziel unseres Spazierritts waren und nicht aufgehalten sein wollten, so sagte ich scherzend zum Onkel: Da kommt Herr Fallati! Laß uns schnell umkehren!“

Sie waren inzwischen in scharfem Trabe bis dicht vor Hohen-Selichow gelangt. Nun aber erinnerte sich Paul mit Schrecken, daß er eine nicht unwichtige Antwort nach Goselitz zurückzubringen habe. Es handelte sich darum, ob eine gewisse Anzahl von Ziegelsteinen bis zu einem nahen Termine geliefert werden könne, und die Antwort sollte möglichst bald an den Besteller abgehen. Paul mußte also die Einladung, in Hohen-Selichow mit vorzusprechen, voll Dank ablehnen, versicherte

aber, er werde sehr bald kommen, um sich zu erkundigen, ob der Schreck Elise keinen Schaden zugefügt habe. Lachend trennten sie sich und Paul jagte nach Goselitz.

Weshalb war ihm heut auf dem dahinfliegenden Pferde so wohl um's Herz? Er hätte jauchzen, singen, lachen können. Immer stand ihm Elisen's Gesicht vor den Augen. Dieser meist sinnend niedergeschlagene Blick, während den Mund ein schelmisches Lächeln umspielte, die Grübchen in den Wangen — dann die schlanke Gestalt, ihr ganzes Wesen — nie hatte ein Mädchen auch nur annähernd einen solchen Eindruck auf Paul gemacht! Und er wußte gar nicht, daß dieser Eindruck es war — dieses Gefühl, etwas gefunden zu haben, das sein Herz ausfüllte — was ihn so selig stimmte. Er glaubte, es sei nur die Freude über das Wiedersehen, über die Gewißheit, daß Elise von Bostorff ihm immer noch wohlwolle. Er wußte nicht, wie schnell er nach Goselitz zurückkam, und als er zufällig an Betty vorüberging, bemerkte er sie gar nicht und sah auch nicht, daß sie ihn befremdet anblickte und dann die Lippen zusammenbiß.

Man saß in Goselitz noch bei Tisch — Paul hatte, er wußte selbst nicht warum, nichts von dem Zusammentreffen mit Elise erzählt — als man den Galopp eines in den Hof sprengenden Pferdes hörte und eine Minute darauf Herr v. Bostorff in das Eßzimmer trat, auf Paul zueilte, ihn ohne alle Umstände umarmte und ihm stürmisch dankte. Paul war in der größten Verlegenheit, als darauf Herr v. Bostorff — ein stattlicher Mann im Alter des Barons Eberhard — den Vorfall erzählte und ihm immerfort die Hand schüttelte. Der Baron allein schien erfreut über die ritterliche Handlungsweise seines Sohnes — auch die beiden kleinen Fräulein klatschten in die Hände und gaben Paul einen Kuß als Dank für seinen Heldenmuth. Die Baronin aber sah etwas gelangweilt darein und Fallati war bleich geworden nnd schien eine heftige innere Bewegung kaum

beherrschen zu können. Doch achtete Keiner auf ihn, und wenn die Baronin seine Erregung bemerkte, so konnte sie dieselbe einem ganz andern Grunde zuschreiben, als demjenigen, durch welchen sie wirklich hervorgerufen war. Sie, die Vertraute Fallati's, konnte glauben, er ärgere sich darüber, daß Paul auf diese Weise wieder zu Ehren gelange. Hätte sie ahnen können, daß im Hintergrund aller Pläne Fallati's die Absicht ruhte, die schöne jüngere Tochter Bostorff's für sich selber zu erringen, sie würde nicht so ruhig und mit einem Achselzucken den finstern Blick, den er unwillkürlich auf sie richtete, erwidert haben. — —

Von diesem Tage an begann für Paul eine herrliche Zeit — ein Zeit, deren er sich oft, oft genug in ganz anderen Lagen als einer unvergleichlich seligen erinnerte. Wenn er jetzt nach Hohen-Selichow hinüberritt, war Elise stets für ihn zu sprechen. Herr und Frau v. Bostorff, sowie der alte Major, behandelten ihn wie einen Sohn oder Verwandten. Er plauderte mit Elise so viel und so lange er wollte — freilich nie lange genug. Die Abschiedsstunde schlug immer eher, als ihm lieb war. Kam er auch einmal später, als er sollte, nach Goselitz zurück, so machte ihm der Vater doch nie Vorwürfe. Baron Eberhard war von dem Gedanken, sein Sohn könne der Gatte des reichen Fräuleins v. Bostorff werden, auf's Angenehmste erregt. Was bedeuteten die 40,000 Thaler Schulden, die der jetzige Baron auf Goselitz aufgenommen hatte, wenn sein Sohn eine Frau mit einer so reichen Mitgift heirathete!

Genug, es war eine schöne Zeit für Paul. Er schwärmte nicht mit Elise, er machte keine Gedichte auf sie, er plauderte auch nicht von Liebe mit ihr. Harmlos, wie ihre Kindergespräche es gewesen, war auch jetzt die Unterhaltung der Beiden. Was Elise zu ihm zog, war nicht hohe Bildung, kunstreiche Redeweise, erhabner Flug der Gedanken — sondern Paul's Natürlichkeit, sein offenes freies Wesen. Man konnte sich auf jedes

Wort verlassen, das er sprach. Und wie bewunderte er Elise! Wenn sie sang, oder spielte, oder auch einmal aus irgend einem Werke etwas vorlas, so saß Paul ernsthaft und tief bewegt, als sei er in der Kirche. Der arme Bursche fühlte, daß seine Bildung ein wenig vernachlässigt worden, und an manchem unbeschäftigten Nachmittag schlug er seine Schulbücher wieder auf, um sich ein vergessenes oder nie gelerntes Pensum einzuprägen. Er wollte so gern neben Elise nicht als unwissend erscheinen. Und doch gönnte er ihr wieder von Herzen gern den Triumph ihrer höheren Bildung und liebte sie deshalb um so mehr. Er wußte es nicht — und durfte es freilich nicht wissen — daß die Gaben seines Gemüths, seines treuen, biedern Herzens diejenigen, die ihn gern hatten, für alle Mängel seiner Erziehung entschädigten.

Herr v. Bostorff versäumte es übrigens nicht, eine günstige Gelegenheit zu benutzen, um Paul, als er mit ihm allein war, nach dem Vorfall bei der Mutter Waldau und bei Werner zu fragen. Paul war erstaunt, daß Herr v. Bostorff von diesen Dingen unterrichtet sei, und erzählte dann, vollkommen der Wahrheit gemäß, wie weit er bei diesen Ereignissen betheiligt sei. Der Vater Elisens schien zufrieden mit den Erklärungen, die ihm Paul gab, und die Familie begegnete ihm mit der aufrichtigsten Herzlichkeit. Wäre das Pärchen nicht noch so jung gewesen, so hätte eine Erklärung kaum ausbleiben können — obwohl Beide, wie gesagt, nie von Liebe gesprochen. Es war ja auch eine Sache, die sich von selbst verstand, daß sie einander gut seien.

Genug, Paul verlebte ein halbes Jahr so reinen jugendlichen Glücks, wie es nicht Vielen beschieden ist und wie es in den allerseltensten Fällen lange zu währen pflegt. Er hatte keine Ahnung von den Schlingen, die ihm heimlich gelegt wurden. Er glich dem Vogel, der auf dem Hölzchen singt, an wel-

chem der Faden hängt, der ihm in der nächsten Minute die kleine Kehle zuschnürt.

Und die Schlingen wurden ihm gelegt.

VIII.

In der ersten Zeit seines Glückes bemerkte Paul nicht, daß sich eine Art von Vereinsamung um ihn herum bildete. Er war so zufrieden, so beschäftigt damit, seine Pflichten als „Wirthschafts-Eleve" in Goselitz zu erfüllen und in den Mußestunden nach Hohen-Selichow hinüber reiten zu können! Aber allmählich fiel es ihm doch auf, daß die jungen Männer, wenn er in Gesellschaften mit ihnen zusammentraf, ihn etwas oberflächlich behandelten, oder ihn gar vermieden. Selbst im väterlichen Hause widerfuhr ihm diese eigenthümliche Behandlung. Da er durchaus keine Erklärung dafür wußte und da sein Herz zu voll war von dem stillen Glück der ersten Liebe, so achtete er nicht viel darauf. Allmählich aber wurde er aufmerksamer. Alles, was die jungen Männer der Nachbarschaft im Winter unternahmen, geschah ohne ihn. Er wurde nie dazu aufgefordert, sich bei dem Arrangement irgend einer Belustigung zu betheiligen. Tranken die jungen Herren Brüderschaft untereinander, so wandten sie sich von Paul ab, als fürchteten sie, er könne dasselbe Ansinnen an sie stellen, genug, Paul konnte sich nicht länger darüber unklar sein, daß man irgend etwas gegen ihn habe.

Am auffälligsten war dies auf einem Fastnachtsball in Königswalde gewesen. Als die jungen Männer den Saal verließen, um einen Scherz, den sie beabsichtigten, unter sich zu besprechen, forderte keiner Paul auf, mit ihnen zu gehen. Dies

fiel selbst den Vater auf, und er fragte Paul, weshalb er nicht mit den Andern den Saal verlasse.

„Ich weiß es nicht!“ antwortete Paul verstimmt. „Gegen mich thuen alle so heimlich, so zurückhaltend. Aber ich werde den Grund erfahren. Ich habe Niemand beleidigt.“

Fallati hatte den Ball mitgemacht, und in der Nacht fuhr Paul mit ihm in demselben Wagen nach Hause. Der Inspektor schien schlafen zu wollen, aber Paul aufgeregt durch die Nichtachtung, die sich am Schluß des Festes, beim Cotillon, noch deutlicher gezeigt hatte, fragte den Inspektor ganz offen, ob er wisse, weshalb die anderen jungen Männer ihn mieden.

„Sie müssen es bemerkt haben,“ sagte Paul heftig, als Fallati ausweichend antwortete. „Ich will nicht länger darüber im Zweifel sein. Habe ich etwas an mir, was meine Kameraden zurückstößt? Oder was ist es? Wenn Sie es mir nicht sagen, so stehe ich bei der nächsten Gelegenheit, bei der wir junge Männer unter uns sind, auf, und frage, was die Verschwörung gegen mich bedeuten soll. Sie thun mir also einen Gefallen, wenn Sie mich vorher von dem Grunde unterrichten.“

„Unmöglich!“ antwortete Fallati. „Es ist eine gräßliche Albernheit.“

„Aber eine Albernheit, die anfängt, mir sehr unangenehm zu werden, und meine Ehre zu beleidigen,“ sagte Paul. „Heut zum Beispiel gingen Sie mit den andern Herren fort. Ich glaube nicht, daß Sie bei einer Berathung zugegen sein dürfen, bei der ich fehle!“

Es sprach nicht der Stolz des Edelmanns, sondern nur des beleidigten Menschen aus ihm, der Gleichberechtigung unter Gleichen verlangt.

„O, wenn Sie es von der Seite nehmen!“ rief Fallati. „Und doch — es ist zu lächerlich! — Lassen Sie uns lieber davon schweigen!“

„Herr Inspektor," erwiderte Paul ernst, „ich muß Sie bitten, zu sprechen. Ich bin kein Kind mehr — ich nehme als Sohn meines Vaters eine gewisse Stellung ein — Sie verstehen mich! Ich würde in öffentlicher Gesellschaft zu erfahren suchen, was Sie mir verschweigen wollen."

„Nun, es rührt von dem albernen Auftritt mit Winterhalt her," antwortete Fallati. „Sie erinnern sich — an meinem Geburtstag."

„Ich erinnere mich sehr gut," sagte Paul. „Herr von Winterhalt beleidigte mich, oder warf wenigstens die Andeutung einer Beleidigung hin, und bat mich nachher um Verzeihung, durch Ihre Vermittelung, für die ich Ihnen danke."

„Nun ja — sehen Sie, wie es gekommen, daß weiß ich selbst nicht," sagte Fallati, immer noch zurückhaltend. „Man kann solchen Dingen nicht auf die Spur kommen. Und es ist überhaupt besser, wenn ich nicht von der Sache rede."

Paul fuhr im Wagen in die Höhe.

„Herr Fallati," rief er, „nun fordere ich von Ihnen Auskunft. Sie sind mir dieselbe schuldig nach den Andeutungen, welche Sie mir gemacht."

„Gut," sagte der Inspektor, „aber ich lehne jede Verantwortung ab. Also: es sind falsche Gerüchte über die Scene an meinem Geburtstag verbreitet worden. Von wem sie ausgehen, weiß ich nicht, habe ich auch trotz meiner stillen und vorsichtigen Erkundigungen nicht erfahren können. Man erzählt, Winterhalt habe Ihnen eine schwere Beleidigung gesagt — natürlich ist die Werner'sche Angelegenheit damit gemeint — und Sie hätten sie ruhig eingesteckt."

„Aber das ist ja eine Lüge!" rief Paul, kaum seiner Herr.

„Natürlich! Es wird in der Welt überhaupt weit mehr Lüge, als Wahrheit gesprochen," erwiderte Fallati. „Und nun wissen Sie es, leider! und es wird Ihnen unangenehm sein."

„Unangenehm?“ rief Paul. „Ich werde nicht eher ruhen, als bis ich erfahren, wer die Lüge verbreitet hat, und bis ich eine eclatante Genugthuung erhalten.“

„Mein Gott, machen Sie nur keine Thorheiten!“ rief der Inspektor. „Ich bereue es jetzt schon, daß ich Ihnen die Mittheilung gemacht.“

„Im Gegentheil, ich bin Ihnen sehr dankbar!“ antwortete Paul hastig. „Also das ist es! Natürlich — etwas Aehnliches mußte es sein! Sollte Winterhalt selbst . . .“

„Ich bitte Sie, beruhigen Sie sich!“ unterbrach ihn Fallati. „Und lassen Sie die Sache überhaupt auf sich beruhen. Die Wahrheit erfahren Sie doch nicht!“

„Nun, das werden wir sehen!“ antwortete Paul kurz. „Ich weiß jetzt, woran ich bin. Man hält mich für einen Feigling, man glaubt, ich hätte die weiße Feder aufgesteckt — nun, man wird sehen, was ich bin!“

„Ich habe Ihnen nur gezwungen meine Mittheilung gemacht, Sie werden mir das für alle Fälle bestätigen, Herr von Goselitz?“ sagte Fallati etwas förmlich.

„Gewiß!“ erwiderte Paul. „Es war mir damals schon räthselhaft, wie Winterhalt von jener infamen Angelegenheit Kenntniß erhalten.“

„Aber, lieber Himmel, es stand ja in einer Zeitung,“ sagte Fallati.

„In einer Zeitung?“ rief Paul erschreckt. „Mit meinem Namen?“

„Nein, aber es war auf die Waldau'sche Angelegenheit hingedeutet und also der Name nicht schwer zu errathen.

Paul sank gegen die Lehne des Wagens zurück.

„Es scheint ja wirklich, als ob sich Jemand verschworen hätte, meinen Namen in Unehre zu bringen!“ sagte er mit einem Seufzer, der fast wie ein Stöhnen klang.

„O, glauben Sie das nicht!“ rief Fallati. „Irgend Jemand hat etwas erhorcht, was er dann irgend einem Andern mitgetheilt, der es als Neuigkeit in die Zeitung gebracht hat. Man kennt das ja!“

„Aber wer kann ein Interesse haben an einer so unbedeutenden Sache!“ rief Paul.

„Nun, Sie wissen, daß die liberalen Zeitungen ein Vergnügen daran finden, den Herren von der konservativen Partei soviel Unangenehmes zu erzeigen, als nur in ihrer Macht steht,“ sagte der Inspektor. „Man will Ihren Herrn Vater ärgern. Geben Sie doch nichts auf so unbedeutende Dinge. Jedermann kennt Sie und weiß, was er von Ihnen zu halten hat.“

„Wir werden sehen!“ antwortete Paul, aber es sprach ein fester Entschluß aus diesen nur halblaut gemurmelten Worten. Dann lehnte er sich in eine Ecke und sprach nicht mehr, bis sie in Goselitz angekommen waren. — — — — — — —

Selbst der Bauerjunge läßt den Vorwurf, daß er keinen Muth habe, selten auf sich sitzen. Nun erst ein junger Mann, der in den strengsten Begriffen von adelicher Ehre erzogen war! Schon an Paul's Aeußerem konnte man am folgenden Tage bemerken, daß ihn ein einziger Gedanke beherrschte. Er, der sonst in der letzten Zeit so redselig, so freundlich gewesen war, dem das innere Glück aus den Augen geleuchtet hatte, schaute jetzt verschlossen, beinahe finster darein, antwortete zerstreut und wich jeder Frage aus. Er ritt auch nicht nach Hohen-Selichow hinüber.

Es war an einem Dienstag gewesen, als Fallati ihm die Mittheilung gemacht. Jeden Donnerstag, das wußte Paul, versammelten sich die jungen Leute aus der Nachbarschaft im „Braunen Roß“ in Königswalde zu einer Art Herren-Kränzchen. Paul hatte noch nie an diesen Versammlungen Theil genommen, obwohl der Zutritt Jedem, der zur „Gesellschaft“ gehörte, offen stand. Seine Besuche in Hohen-Selichow entschädigten ihn für

alle anderen Vergnügungen. Am nächsten Donnerstag aber wußte er es einzurichten, daß er nach Königswalde reiten konnte, ohne einen andern Grund als einen geschäftlichen anzugeben.

Paul wartete, bis es sechs Uhr Abends geworden. Um diese Zeit pflegten die meisten Gäste eingetroffen zu sein. Man spielte Billard oder Karten, rauchte und trank. Paul hatte sich bis dahin von jeder Begegnung fern gehalten und es fiel deshalb allgemein auf, als er in das für die Herren reservirte Gastzimmer trat. Alle Köpfe erhoben sich, die jungen Männer hielten in ihrem Spiel inne. Dann aber, wie auf gemeinsame Verständigung, blickten Alle von ihm fort und wandten sich ihren Beschäftigungen wieder zu.

Paul hatte unter den Billardspielern Herrn von Winterhalt bemerkt und neben ihm einen jungen Mann in Fähnrichs-Uniform, der dem Spiele zusah und den er noch nicht kannte Paul ging also gerade auf Winterhalt zu.

„Guten Tag,“ sagte er. „Ich wünschte mich von jetzt ab bei dem Kränzchen zu betheiligen. Ist es nöthig, daß ich mich bei Jemand melde?“

„Entschuldigen Sie, Goselitz,“ sagte Winterhalt, seine Verlegenheit unter einer steifen Verbeugung verbergend. „Lassen Sie mich erst die Partie ausspielen.“

Paul gab durch ein leichtes Zeichen mit dem Kopf seine Zustimmung, und blieb ruhig neben dem Billard stehen, bis die Partie ausgespielt war. Alle Anwesenden thaten, als ob sie sich nicht um ihn kümmerten, doch merkte Paul, daß man in Gruppen flüsterte und daß Dieser oder Jener aufstand und zu einer andern Gruppe trat, als handle es sich um eine Verabredung.

Die Partie war zu Ende. Winterhalt wollte mit seinem Partner weiter spielen und setzte die Bälle aus. Paul erröthete ein wenig. Dann trat er auf Winterhalt zu und sagte: „Ver-

zeihen Sie — Sie hatten mir versprochen, mich Ihrem Vorsitzenden vorzustellen."

„Es ist wirklich nicht nöthig, Herr von Goselitz," antwortete Winterhalt. „Hier ist Jeder aufgenommen, der gern gesehen ist."

„Soll ich darunter verstehen, ich sei hier nicht gern gesehen?" fragte Paul.

Winterhalt antwortete nicht, sondern versuchte einen Stoß auf dem Billard. Paul bemerkte, daß einzelne von den jungen Herren spöttisch lächelten. Aber er blieb kalt und äußerlich ruhig.

„Ich denke, Sie werden mir später antworten, Herr von Winterhalt," sagte er. „Für's Erste erlaube ich mir, Ihr Benehmen für einen Herrn, der oftmals unser Haus besucht hat, unartig zu finden. — Meine Herren" — wandte er sich dann an die Umstehenden — „einer von Ihnen hat gewiß die Güte, mich Ihrem Vorsitzenden, oder wie Sie es nun nennen, vorzustellen."

Tiefe Stille. Der Fähnrich, der dicht vor Paul stand, und ein hübscher, kräftiger Bursche mit einem etwas übermüthigen Gesicht war, hielt sich die Hand vor das Gesicht, um sein Lachen zu verbergen.

„Mein Herr," sagte Paul zu ihm, „ich werde mir später Ihren Namen ausbitten und mich nach dem Grunde Ihres Lächelns erkundigen. Da ich nicht die Ehre habe, mit Ihnen bekannt zu sein, so finde ich Ihr Benehmen ungezogen. Also es antwortet mir Niemand? Nun denn — ich hoffe, daß keiner von den Herren, die ich hier sehe und die bisher in unserem Hause gastfreundliche Aufnahme gefunden haben, dasselbe je wieder betreten wird — ich würde ihm sonst die Thür weisen."

Obwohl Paul's Auftreten nicht ohne einen gewissen Ein-

druck blieb, so waren die Gemüther doch zu sehr gegen ihn eingenommen und seine Worte waren zu scharf gewesen, als daß sie nicht ein Murren hätten hervorrufen sollen. Man rief „Oho!“, ja einzelne entfernter Sitzende, die vielleicht gar nicht wußten, warum es sich handle, riefen: „Hinaus! Hinaus mit ihm!“

Paul blieb ruhig stehen.

„Meine Herren,“ sagte er, „so viel ich weiß, hat jeder anständige junge Mann hier Zutritt. Wollen Sie mir diese Eigenschaft absprechen?“

Wieder antwortete Niemand. Man murrte hier und da.

„Nun, so bleibe ich!“ rief Paul, ging nach dem Klingelzug und schellte.

„Eine Flasche Rothwein!“ rief er dem Kellner zu. Dann nahm er einen freien Stuhl, schob ihn an einen nur theilweise besetzten Tisch und nahm Platz. Die an dem Tische sitzenden Herren flüsterten unter einander, und schienen zu überlegen, ob sie aufstehen sollten.

Jetzt kam ein großer, starker Herr auf Paul zu. Man konnte ihn nicht mehr zu den Jüngeren zählen, aber er war unverheirathet und betheiligte sich an allen Vergnügungen der jungen Leute. Sein weingeröthetes Gesicht zeigte eine gewisse Gutmüthigkeit, aber auch Beschränktheit.

„Herr von Goselitz,“ sagte er mit etwas polternder und unsicherer Stimme, „ich bin das, was man hier so eine Art Vorsitzenden oder Präsidenten nennt. Sie werden doch selbst einsehen, daß wir hier nur gemüthlich zusammen kommen wollen und daß jede Störung unangenehm ist.“

„Das sehe ich ein,“ antwortete Paul. „Aber ich wüßte nicht, wodurch ich gestört hätte.“

„Ja, nun — hm! — sehen Sie — es scheint mir doch,

als ob Sie mit vielen von den Herren nicht auf gutem Fuße ständen . ."

„Im Gegentheil, ich habe alle die Herren, die ich kenne und hier sehe, bisher selbstverständlich für meine Freunde gehalten," unterbrach ihn Paul lebhaft. „In der letzten Zeit freilich bin ich erstaunt gewesen über die Zurückhaltung der Herren gegen mich. Und da mir diese Zurückhaltung peinlich und sogar beleidigend schien, so bin ich hierher gekommen, nur um den Grund zu erfahren, weshalb meine Bekannten sich vor mir zurückziehen. Ich hoffe, sie werden doch einen vernünftigen Grund für ihr seltsames Benehmen haben."

Der rothwangige Herr war sichtlich in Verlegenheit. Da kam ihm der Fähnrich, der sich ohne Zweifel hier hervorthun wollte, zu Hülfe.

„Verzeihen Sie, Herr von Wartburg," sagte er, „aber ich habe eine Privat-Angelegenheit mit diesem Herrn zu ordnen. Dieser Herr hier hat mein Benehmen ein ungezogenes genannt. Hoffentlich weiß er, was das bedeutet und wird mich um Entschuldigung bitten."

„Ich weiß so gut was das bedeutet, daß ich Sie bitten muß, Ihre Ungezogenheit nicht fortzusetzen," rief Paul, nur mit Mühe an sich haltend. „Sonst sehe ich mich genöthigt, Sie in einer Weise zu behandeln, die es Ihnen unmöglich machen würde, den Rock des Königs länger zu tragen. Ich werde kein Wort mehr mit Ihnen sprechen, ehe Sie sich mir haben vorstellen lassen."

Der Fähnrich war blaß geworden und biß die Lippen zusammen.

„Bitte, Herr von Wartburg!" sagte er dann. Der ältere Herr stellte die Beiden vor.

Als Paul den Namen des Fähnrichs hörte, zuckte es ihm durch's Herz. Es war ein Neffe der Frau von Bostorff, und

zwar der Sohn ihrer einzigen verstorbenen und von ihr noch immer betrauerten Schwester. Er hieß Julius von Rottwitz. Paul sagte sich sogleich, daß dieses Zusammentreffen einen unheilvollen Einfluß auf sein Verhältniß zur Familie Boftorff haben werde. Aber seine Ehre stand auf dem Spiel — er durfte jetzt nur gerade aus und vor sich hin, nicht rückwärts sehen. Daß Julius von Rottwitz in Hohen-Selichow erwartet werde, wußte er, hatte aber den Fähnrich noch nicht gesehen.

„Ich bedaure jetzt, da ich Ihren Namen höre, daß eine Differenz zwischen uns schwebt," sagte Paul. Ueberall richteten sich die Blicke noch aufmerksamer auf ihn — seine Worte klangen fast wie eine Entschuldigung. Dann aber fuhr Paul fort: „Sie mußten meinen Namen gehört haben, da Herr von Winterhalt ihn nannte; Sie mußten wissen, daß ich in den freundschaftlichsten Beziehungen zu Ihrer Frau Tante und Ihrem Oheim stehe. Um so auffälliger und um so taktloser ist Ihr Benehmen!"

Das war freilich eine andere Sprache, als man erwartet hatte. Offenbar wandte sich die Gesinnung Einiger zu Gunsten des jungen Mannes, der furchtlos, den jugendlich schönen Kopf ein wenig zurückgelehnt, auf seinem Stuhle saß. Aber bei der übergroßen Mehrzahl währte das Vorurtheil noch fort.

„Vielleicht kann ich diese freundschaftlichen Beziehungen ein wenig berichtigen," sagte der Fähnrich, zitternd vor Erregung. „Es wäre nicht das erste Mal, daß ein Unwürdiger seine Hand nach einer reichen Erbin ausgestreckt hat."

„Genug!" rief Paul, hoch erglühend. „Sie werden mir Genugthuung geben. Aber" fuhr er mit erhobener Stimme, indem er aufstand, zu den Anderen fort — „wenn Jemand, der sich erst seit einigen Tagen in der Gegend und zum ersten Male in dieser Gesellschaft befindet, die Unverschämtheit hat, mich einen Unwürdigen zu nennen, so muß er von Anderen

Verleumdungen gegen mich gehört haben. Wer ist es, der mich verleumdet hat? Ich will es wissen. Ist es wahr, daß man sich unter Ihnen erzählt, ich hätte eine Beleidigung des Herrn von Winterhalt ruhig hingenommen?"

„Allerdings ist das wahr," sagte einer von den Herren. „Man erzählt es."

„Nun, es ist eine Lüge!" rief Paul, und dann erzählte er mit vor Erregung stockender Stimme, mit drohend funkelnden Augen den wahren Zusammenhang.

„Herr von Winterhalt!" rief er am Schluß. „Sie sind gegenwärtig. Ich kann auch andere Zeugen stellen. Wagen Sie, zu leugnen, daß Sie mich um Verzeihung gebeten haben?"

„Ich weiß es nicht mehr genau," sagte Winterhalt die Achseln zuckend. „Ich war betrunken."

„Nun, so werden die damals anwesenden Herren, von denen ich keinen hier sehe, mir bezeugen, daß Sie sagten, Sie hätten sich in der Person geirrt und bäten mich um Verzeihung. Ich wollte die Sache schon damals nicht ruhig hinnehmen, bedachte aber, daß ich mich im Hause meines Vaters befand und daß Sie mein Gast waren. Ich weiß nun, wohin es führt, wenn man Unverschämtheit nicht sofort züchtigt. Aber es ist nicht zu spät. Sie haben sich heut wie ein alberner, ungezogener Knabe gegen mich benommen. Ich erwarte, ob Sie diesen Schimpf auf sich sitzen lassen werden."

„Sicher nicht!" murmelte Winterhalt mit einem bleichen Gesicht und einem bösen Blick. „Sie sollen mir dafür auf zehn Schritt Rede stehen! Sie werden der Dritte sein!"

„Erbärmliche Prahlerei!" rief Paul. „Gott ist mein Zeuge, daß ich schon seit einem halben Jahre schwer von Ihnen Allen beleidigt bin. Ich konnte das nicht auf meiner Ehre sitzen lassen, sobald ich erfahren, welche Lügen man über mich verbreitet. Hoffentlich treffe ich den Rechten, den wirklich Schuldigen. Adieu,

meine Herren. An meinem Muthe werden Sie bald nicht mehr zweifeln, und sollte mir jemals Einer — doch, ich will das nicht annehmen. Adieu, meine Herren! Ich bleibe noch eine Stunde auf meinem Zimmer hier im „Braunen Roß“! Wer mir etwas zu sagen hat, wird mich dort finden.“

Damit schritt er aus dem Zimmer.

Gewaltig war die Aufregung, die er zurückließ. Zwar versuchten Einige bemerklich zu machen, daß Goselitz nicht im Unrecht sei, sich für beleidigt zu halten, da ja die Gerüchte sehr unbestimmt gelautet hätten und Winterhalt sich selbst nicht für zurechnungsfähig erkläre. Aber im Allgemeinen war die Stimmung gegen Paul. Man nannte ihn nun plötzlich einen Zänker, einen Händelsucher. Er hat uns imponiren wollen! behauptete man von vielen Seiten.

„Und ich werde ihm die Antwort darauf geben!“ rief Winterhalt, der als ein ausgezeichneter Schütze und als ein Duellant von der bösen Art bekannt war.

Außerdem war ein Duell für die jungen Leute etwas Neues. Es brachte Abwechselung in das eintönige Leben. So begaben sich denn sofort die Abgesandten Winterhalt's und des Fähnrichs von Rottwitz zu Paul, um ihm die Herausforderung der Beiden zu überbringen. Paul seinerseits ließ zwei von den Herren, die ihm am nächsten standen, ersuchen, zu ihm zu kommen, und nach einer Stunde war Alles geordnet. Das Doppel-Duell sollte am Sonntag früh in dem Eichwalde hinter Schönau stattfinden.

Am andern Morgen sah Paul um Vieles ruhiger aus. Dennoch war in seinem Herzen nichts weniger als Sonnenschein. Dem übermüthigen Winterhalt eine Lektion zu ertheilen, das war ihm ganz recht. Aber viel, viel hätte er darum gegeben, wäre er nicht mit Rottwitz in Streit gerathen. Er wußte, daß Frau von Bostorff den jungen Mann, den einzigen Sohn ihrer ver-

storbenen Schwester, schwärmerisch liebte, daß sie ihn, da sie selbst keinen Sohn besaß, wie einen Sohn hielt. Ja, es war kaum ein Zweifel, daß sie ihm Elisens Hand versprochen haben würde, wäre die Verwandtschaft nicht eine so nahe gewesen. Andererseits war es Paul zu Ohren gekommen, daß Rottwitz seine Cousine in einer mehr als verwandtschaftlichen Weise verehre. Möglich, daß Rottwitz sich gerade deshalb so unhöflich gegen Paul benommen, weil er in ihm einen Nebenbuhler sah. Genug — zu ändern war es nicht mehr! Aber wenn der Fähnrich von Paul's Hand fiel, so war natürlich jede Hoffnung, Elise zu besitzen, auf ewig für Paul verloren. Die einzige Hoffnung für ihn, das bisherige Verhältniß zu erhalten, bestand darin, den Fähnrich nicht zu verwunden, sondern lieber selbst eine Wunde davon zu tragen. Aber läßt sich denn der Lauf der Kugeln vorher berechnen? Und wenn die Kugel des Fähnrichs tödtlich war?

Auch zu Fallati sprach Paul kein Wort. Er fürchtete, der Inspektor könne die Angelegenheit verrathen. Daß Niemand weniger daran denke, als Fallati, kam ihm nicht in den Sinn. Fallati rechnete auf Winterhalt's geübte Hand, war übrigens seit Freitag früh von Allem unterrichtet und konnte seine innere Freude darüber, daß Paul auch mit dem Fähnrich von Rottwitz zusammengerathen war, kaum unterdrücken.

Am Sonnabend schrieb Paul einige Briefe. Der eine war an seinen Vater gerichtet und sehr kurz. Er wußte, daß ihn sein Vater als Edelmann nicht tadeln werde. Der zweite Brief war an die Tante gerichtet, der Paul für alle Liebe und Freundlichkeit, die sie ihm früher erwiesen, herzlich dankte. Der dritte Brief war für Herrn von Bostorff bestimmt und enthielt eine genaue, meist wörtliche Schilderung der Umstände, welche das Duell mit dem Fähnrich hervorgerufen hatten. Ihm lagen einige Zeilen an Elise bei.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Jugend sehr leicht in den Tod geht. Sie kennt weder den Werth des Lebens, noch auch den Reiz der Gewohnheit, der uns an dasselbe fesselt. Sie hat keine Verpflichtungen, die uns vor dem Gedanken, leichtsinnig mit einem so hohen Gut zu spielen, zurückschrecken lassen. So schlief denn auch Paul von Goselitz ruhig bis vier Uhr Morgens. Dann verließ er unter dem Vorwand, einen Hirsch in dem Forst zu belauern, das Schloß und ritt nach einem nahen Dorfe, wo er seine Sekundanten traf. Mit diesen begab er sich in den Eichwald, hinter Schönau, nach der bezeichneten Stelle.

Es war ein kühler, aber schöner Morgen im März. Paul fand noch keinen seiner Gegner vor und benutzte die Zwischenzeit, um seinen Sekundanten offen zu erklären, daß ihm das Zusammentreffen mit Rottwitz sehr unangenehm sei und daß er die Absicht habe, in die Luft zu feuern. Seine Sekundanten riethen ihm entschieden davon ab.

„Das ginge nur an," sagte der Eine, „wenn Rottwitz sich zu einer gleichen Enthaltung bereit erklärte. Eine solche Großmuth kann Sie Ihr Leben kosten und würde Ihnen im besten Falle wenig nutzen, da Niemand glauben wird, daß Sie absichtlich fehlgeschossen. Auch könnte Rottwitz, wenn ihm das auffallen sollte, es für eine Beleidigung halten. Im Uebrigen wollen wir sehen, was sich thun läßt."

Nach einer Viertelstunde trafen Winterhalt und Rottwitz mit ihren Sekundanten und einem Arzt ein. Winterhalt schien sehr ruhig, scherzte mit seinen Begleitern und that, als wäre er seiner Sache vollkommen sicher. Etwas weniger zuversichtlich war der Fähnrich, der dieses Mal in sein erstes Duell ging. Schon am Donnerstag hatte man bestimmt, daß das Duell zwischen Winterhalt und Paul vor demjenigen zwischen Paul und dem Fähnrich stattfinden solle. Die üblichen Sühnungs-

versuche wurden gemacht, aber abgelehnt. Dann schritten die Sekundanten die Entfernung zwischen Winterhalt und Paul ab. Fünfundzwanzig Schritt Distance, mit Vorschreiten bis zur Barrière, die zehn Schritt von einander entfernt und durch zwei Fichtenzweige bezeichnet war.

Paul wußte, daß er es mit einem gefährlichen Gegner zu thun hatte, war also entschlossen, Winterhalt gegenüber jeden Vortheil zu benutzen und zu schießen, sobald das Zeichen gegeben sei. Als das verhängnißvolle Signal: „Drei!" ertönte, trat er einen Schritt vor und drückte ab. Der Schuß Winterhalt's krachte fast zu gleicher Zeit, denn Winterhalt mochte ähnlich denken, wie Paul. Aber er ging zu hoch, denn Winterhalt hatte bereits die Kugel in die Brust erhalten, und zwar in dem Moment, in welchem er abdrückte. Winterhalt stürzte nieder — der Arzt eilte zu ihm und erklärte eine Fortsetzung des Duells für unmöglich. Die Kugel war Winterhalt in die rechte Brust gegangen, hatte vielleicht die Lunge verletzt. Der Verwundete war ohnmächtig.

Jetzt bedeckte Leichenblässe Paul's Gesicht. Er hatte nie einem lebenden Wesen Schaden zugefügt — auf der Jagd natürlich ausgenommen, die ja nun einmal als noble Passion, ähnlich wie der Krieg, außerhalb der Gesetze der Menschlichkeit steht. Als er Winterhalt forttragen sah, wurde es ihm dunkel vor den Augen und er lehnte sich gegen einen Baumstamm. Trotzdem konnte er den Gedanken nicht unterdrücken, daß er von Winterhalt gereizt worden sei. Er bat Gott in seinem Herzen um Verzeihung; aber nach seinen Begriffen hatte er nicht anders handeln können, sein Gewissen war also rein.

„Vielleicht wollen wir das zweite Duell verschieben, Herr von Goselitz," sagte einer von den Sekundanten des Fähnrichs zu Paul.

Dieser blickte auf. Rottwitz stand in einiger Entfernung

Offenbar hatte das Niederstürzen Winterhalt's auf ihn Eindruck gemacht, aber er war ein muthiger Bursche. Mit zusammengepreßten Lippen, finster blickend, stand er da und sah zu Paul hinüber.

„Gott weiß es, daß mir dieser zweite Gang schwer wird!“ rief Paul, seinem Herzen Luft machend. „Vielleicht würde Herr von Rottwitz mich nicht gereizt haben, wenn er gewußt hätte, daß ich schuldlos war, daß man mich verleumdet!“

„Nun, so würden Sie Ihre Behauptung, daß Herr von Rottwitz ungezogen und taktlos gehandelt, zurücknehmen müssen,“ sagte der Sekundant.

„Das kann ich nicht, wenn Herr von Rottwitz nicht zugiebt, übereilt gehandelt zu haben,“ rief Paul. „So gern ich möchte — wahrlich nicht um meinet-, sondern um ganz Anderer willen! — ich kann nicht zurück. Winterhalt war Schuld an Allem. Herr von Rottwitz hätte mich nicht ohne Grund verspotten dürfen.“

Der Sekundant sprach einige Worte mit dem Fähnrich. Dieser, obwohl blaß und erregt, schüttelte den Kopf.

„Herr von Rottwitz beharrt dabei, von Ihnen beleidigt zu sein,“ rief der Sekundant. „Sollen wir das Duell aussetzen — —?“

„Ich sehe keinen Grund!“ rief der Fähnrich.

„Nun denn, ich bin bereit!“ sagte Paul mit einem tiefen Athemzuge.

Die Bedingungen waren dieselben. Die Gegner stellten sich fünfundzwanzig Schritt von einander entfernt auf. Der Arzt war zurückgekommen. „Eins — zwei — drei!“ Dieses Mal war Paul entschlossen, den Fähnrich zuerst feuern zu lassen. Er schritt langsam vor, wie sein Gegner. Auf ungefähr achtzehn Schritt Entfernung feuerte Rottwitz. Die Kugel traf nicht. Paul zielte und schoß, traf aber ebenfalls nicht. Er hatte ab-

sichtlich vorbeigeschossen, ohne daß es jedoch irgend Jemand, nach seiner Ansicht, hätte bemerken können.

Dennoch mußte es Rottwitz gesehen haben.

„Sie wollen mich schonen!" rief er. „Ich halte es für eine neue Beleidigung. Sollten die drei Gänge vergeblich sein, so provocire ich Sie auf Leben und Tod!"

Die Beiden nahmen ihre Stellungen wieder ein. Abermals ließ Paul seinen Gegner zuerst schießen. Dieses Mal standen die Beiden näher zusammen. Paul fühlte etwas wie einen Schlag in der linken Schulter. Er hatte in demselben Augenblick feuern wollen und hatte auf die rechte Schulter des Fähnrichs gehalten. Die Richtung seiner Kugel wurde durch die Erschütterung, die er selbst erhalten, verändert und die Kugel traf mehr nach dem Halse zu. Rottwitz stürzte sogleich nieder.

„O, mein Gott, mein Gott! Ich wollte es nicht!" rief Paul taumelnd. Er warf das Pistol fort und bedeckte seine Augen mit der Hand.

„Aber Sie bluten ja selbst!" rief ihm sein Sekundant zu.

„Es kann nicht viel sein!" stöhnte Paul. „Sehen Sie nach Rottwitz."

Er hatte sich abgewandt, er wollte nicht sehen, was aus dem Fähnrich geworden. Er hörte nur in der tiefen Stille, die eingetreten war, die Worte des Arztes: „Unangenehmer Schuß — recht fataler Schuß — das Schlüsselbein getroffen — aber nicht gefährlich — o, durchaus nicht. Nur Muth, Herr von Rottwitz! Vierzehn Tage Ruhe, dann ist Alles gut!"

Paul athmete auf. Er blickte nun zu Rottwitz hinüber und sah, wie man den Fähnrich nach seinem Wagen führte.

„Herr Doktor," rief einer von Paul's Sekundanten, „hier ist noch ein Verwundeter!"

„Oh — das hätte ich nicht gedacht!" sagte der Arzt ver-

wundert und kam hastig zu Paul, dem das Blut die linke Schulter herablief.

„Wo schmerzt es denn?“ fragte der Arzt.

Paul wußte es kaum. Er mußte seinen Rock ausziehen, was ihm allerdings schwer wurde. Die Wunde befand sich gerade in der Schulter.

„Ungefähr wie der Herr von Rottwitz,“ sagte der Arzt. „Vierzehn Tage Ruhe, weiter nichts! Wir wollen einen Verband anlegen. Dann fahren Sie nach Hause. Es hat nicht viel zu bedeuten — kein Knochen verletzt, nur einige Muskeln!“

Paul wollte, als der Verband angelegt war, zu dem Fähnrich gehen. Aber er hörte, daß derselbe ohnmächtig, oder wenigstens sehr angegriffen sei. So ging er denn, ohne sich führen zu lassen, nach dem Wagen seiner Sekundanten. Einer von diesen bestieg Paul's Pferd. So kehrten sie nach Goselitz zurück.

Paul fühlte keinen Schmerz in seiner Wunde. Alle seine Gedanken waren bei Elise und immer wieder sagte er sich, daß sie ihm verloren sei.

Ende des ersten Bandes.

Druck von R. Gensch & Elsner in Berlin.

Mützelburg, Adolf,

Die Kammerjungfer Criminal-Roman von Adolf Mützelburg

Bd.: 1

Berlin 1868